

Blätter des Bundes der
Religiösen Sozialistinnen
und Sozialisten
Deutschlands e.V.

2-3/14

Juli 2014 · 67. Jahrgang
Einzelverkauf 9,- €

Pilgerweg zu Gerechtigkeit und Frieden

Fulbert Steffensky, Ulrich Möller,
Martin Robra, F.-Matthias Hofmann, Jens-Eberhard Jahn,
Ökumenische Versammlung Mainz 2014

Texte: Gerechtigkeit und Friede

Detlef Bald

1914 – Die lange Kontinuität der Geschichte

Franz Segbers

Zur Sozialinitiative der Kirchen

Friedrich Winterhager

Otilie von Gersen, die Ehefrau Thomas Müntzers – Teil II

Jürgen Schübelin

Der Militärputsch vor 50 Jahren in Brasilien

Reinhard Gaede

25 Jahre Erich-Mühsam-Gesellschaft

Friedrich Hufendiek

Frauen im Widerstand gegen das NS-Regime

Elmar Klink

Impulse zur Mitarbeit im BRSD

Rezensionen

Bundesnachrichten

CHRISTIN
CHRIST UND
SOZIALISTIN
SOZIALIST
CUS

KREUZ UND ROSE



IMPRESSUM

CuS. Christin und Sozialistin/ Christ und Sozialist. Kreuz und Rose. Blätter des Bundes der Religiösen Sozialistinnen und Sozialisten Deutschlands, erscheint seit 1948.

Herausgeber:

Bund der Religiösen Sozialistinnen und Sozialisten Deutschlands e.V., gegründet 1919/1926

Vorstand:

Fokke Bohlsen, Michael Distelrath, Reinhard Gaede, Jürgen Gorenflo, Dieter Hönerhoff, Anneke und Florian Ihlenfeldt, Thorsten de Jong, Alois Schwarz

Redaktion:

Dr. Reinhard Gaede (v.i.S.d.P.)
Wiesestr. 65, D-32052 Herford
Tel. 0 52 21/34 25 56
cus@brsd.de, reinhard-gaede@gmx.de
Dieter Hönerhoff
Gänsemarkt 4, D-32052 Herford
DieterHoe@t-online.de

Redaktions-Beirat:

Friedrich-Wilhelm Bargheer, Blomberg
Doris Gerlach, Herford
Jürgen Gorenflo, Norderstedt
Dietlinde Haug, Bad Oeynhausen
Fritz Hufendiek, Berlin
Elmar Klink, Bremen
Helmut Pfaff, Frankfurt
Wieland Zademach, Unkel

CuS/BRSD im Internet:

www.BRSD.de

Webmaster:

Darius Dunker, Aachen
Thorsten de Jong, Aachen

Erscheinungsweise:

Vierteljährlich

Abonnements:

Michael Distelrath
Görlinger Zentrum 3, D-50829 Köln
m.distelrath@netcologne.de

Preise:

Einzelheft: € 8,-, Doppelnummer
€ 9,-, Jahresabonnement, Inland:
€ 25,-, Welt: € 35,-, Förderabonne-
ment € 30,- oder mehr.
Kündigungen werden zum Jahresende
wirksam. Bitte überweisen Sie den
Betrag jeweils zum Jahresbeginn an
den BRSD e.V., KD-Bank, BLZ 350
601 90, Konto-Nr. 2 119 457 010
Internationale Überweisungen:
IBAN DE 15350601902119457010
BIC GENODED1DKD

Gestaltung & Layout:

Kreativ-Schmie.de, Hamburg
www.kreativ-schmie.de

Druck:

Ordensgemeinschaft der Armen-
Brüder des heiligen Franziskus
Sozialwerke e.V., Beschäftigungshilfe,
Düsseldorf

ISSN 0945-828-X

INHALT

Editorial	1
Fulbert Steffensky	
Heimat für die Fremden und Fremdheit für die Beheimateten in der Bibel	3
Ulrich Möller	
Wichtige Schritte zur Einheit der Kirchen	12
Martin Robra	
Pilgerweg von Gerechtigkeit und Frieden	14
Ökumenische Versammlung Mainz 30.4.–4.5.2014 „Die Zukunft, die wir meinen – Leben statt Zerstörung“ ..	18
Frank-Matthias Hofmann	
Lasst Frieden wachsen!	23
Detlef Bald	
1914 – Die lange Kontinuität der Geschichte	27
Jens-Eberhard Jahn	
Zum 15. Todestag Schalom Ben-Chorin	38
Franz Segbers	
Zur Sozialinitiative der Kirchen: Lieber nicht anecken!	40
Friedrich Winterhager	
Otilie Gersen, die Ehefrau Thomas Müntzers – Teil II	43
Jürgen Schübelin	
Die Wunden sind nie verheilt: Vor 50 Jahren putschte das Militär in Brasilien	51
Reinhard Gaede	
Grußwort zum 25-jährigen Bestehen der Erich-Mühsam-Gesellschaft e.V.	54
Friedrich Hufendiek	
Frauen im Widerstand gegen das NS-Regime – Elisabeth Schmitz und andere	56
Elmar Klink	
Ich, du, wir – Mitarbeit im Projekt Religiöser Sozialismus/BRSD	60
<hr/>	
Rezensionen	
Dietlinde Haug	
Dietrich Bonhoeffer – ein Vorbild christlichen Glaubens und Widerstands gegen Unrecht	68
Jahrestagung Zukunftswerkstatt	72
Bilder und Fotos	73
Autorinnen und Autoren	73

Editorial

Pilgerweg der Gerechtigkeit und des Friedens ist das Thema dieses Heftes. „Gott des Lebens, weise uns den Weg zu Gerechtigkeit und Frieden“. So lautete das Thema der 10. Vollversammlung des Ökumenischen Rats der Kirchen in Busan/Südkorea im November 2013. „Schließt euch unserer Pilgerreise für Gerechtigkeit und Frieden an!“ forderten die Delegierten alle Christ(inn)en und Menschen guten Willens in aller Welt auf. *Martin Robra* und *Ulrich Möller* berichten über die Arbeitsfelder der Weltchristenheit. Pfingstlerische, charismatische und unabhängige Kirchen ebenso wie plurale Gesellschaften sollen in den Prozess eines Dialogs einbezogen werden. „Ökumenische Gruppen, Gemeinden und Kirchen, die sich in Deutschland aktiv an der Arbeit zur Klimagerechtigkeit, zur Wirtschaft des Lebens und dem gerechten Frieden beteiligen, werden hoffentlich sich selbst und ihre Partnerbeziehungen in diesen Prozess einbringen und daraus neue Motivation und Energie für ihr Engagement schöpfen“, sagt *Martin Robra*. Entsprechend können wir die Mainzer Botschaft der Ökumenischen Versammlung vom 30. April bis 04. Mai 2014 „Die Zukunft, die wir meinen – Leben statt Zerstörung“ kennen lernen.



Redaktions-Beirat l.v.u. Doris Gerlach, Dietlinde Haug, Fritz Hufendiek, Reinhard Gaede, Elmar Klink, Friedrich-Wilhelm Bargheer, Helmut Pfaff, Wieland Zademach. (Bilder von Jürgen Gorenflo in CuS 4/13, S. 74, und in CuS 4/12, von Dieter Hönerhoff in CuS 2–3/12)

Zerstörung und Gewalt erleben wir leider so oft. Der Förderverein *Pro Asyl* (www.pro-asyl.de) meldet allein für den Monat Januar 22 Attacken gegen Flüchtlingsheime und Asylunterkünfte: Randalen, Kundgebungen, Feuerwerk, Brandanschläge, Schläge, Drohungen mit Waffen. *Fulbert Steffensky* sind wir deshalb dankbar für seine Bibelarbeit „Heimat für die Fremden und Fremdheit für die Beheimateten in der Bibel“. Neben der archaischen Angst vor dem Fremden und zahlreichen Abgrenzungsbemühungen wächst als zarte Pflanze „ein anderer Gedanke: der Fremde ist der Gast Gottes, und er steht unter seinem Schutz“. Und „das Auge des Fremden, der in seinem Land gefoltert wird und der bei uns Schutz sucht, ist das Auge Gottes, das dich anblickt.“ Vier Gründe findet *Fulbert Steffensky* in der Bibel dafür, „die Fremden zu verstehen und zu ihren Bundesgenossen zu werden“. Toleranz und Mut, die eigene Endlichkeit zu bejahen, ist gleichzeitig Grund für Freiheit und Gesundheit.

„Ostermarschierer sind Protestleute gegen den Tod“, sagte *Frank-Matthias Hofmann* in seiner Ostermarsch-Rede für das Saarland und zeigte in einer Reihe aktueller Forderungen, wie Frieden wachsen kann. Die Opfer zweier Weltkriege mahnen: Nie wieder Krieg! In diesem Jahr denken wir an den Ausbruch des Ersten Weltkriegs vor hundert Jahren. *Detlef Bald* analysiert klar und gründlich die Katastrophe des 20. Jahrhunderts und ihre Folgen: „Die ‚Ideen von 1914‘ wirkten verheerend fort ... Die Saat der alten rassistischen Ideologie

ging mit ihrem völkischen Wahn und ihrer grenzenlosen Annexionswut des Militarismus im großdeutschen Reich des Nationalsozialismus auf. ... bis sie 1945 in der Kapitulation ihre bestimmende Tradition verloren.“

Am 7. Mai 1999 starb *Schalom Ben-Chorin* 85-jährig in Jerusalem. *Jens-Eberhard Jahn* erinnert an diesen Wegbereiter des jüdisch-christlichen Dialogs. Sein Briefwechsel mit *Leonhard Ragaz* wurde 1995 vom Leonhard-Ragaz-Institut veröffentlicht. (noch lieferbar: haGalil.com „Jüdisches Leben online“; <http://www.hagalil.com/ben-chorin/ben-chorin-publikationen.htm>) „Lieber nicht anecken!“ ist der Kommentar von *Franz Segbers* zum Wirtschafts- und Sozialwort beider Kirchen „Gemeinsame Verantwortung für eine gerechte Gesellschaft“. Unter Druck der katholischen Seite sei es ein „wirtschaftsfreundliches Papier im Sinne der Großen Koalition geworden. Er empfiehlt: Man lese lieber die Erklärung des Ökumenischen Rats der Kirchen in Busan: Referenztexte „Ökonomie des Lebens, Gerechtigkeit und Frieden für alle“ (http://wcc2013.info/de/resources/documents/ResourceBook_de.pdf).

In der Reformationszeit bildete sich die Institution der Pfarrfrau, vorbildhaft für Frauen als gleichberechtigte Partnerinnen ihrer Ehemänner. *Friedrich Winterhager* berichtete im letzten Heft über das Leben und Wirken der Otilie von Gersen, der Ehefrau des Theologen, Reformators und Revolutionärs *Thomas Müntzer*. Jetzt folgt der zweite Teil seines Artikels.

Die Fußball-Weltmeisterschaft der Männer (FIFA World Cup) gilt nach den Olympischen Spielen als das bedeutende Sportereignis der Welt. Viele Menschen werden begeistert Anteil nehmen. Aber was wissen wir über die Geschichte des Austragungsortes Brasilien und die sozialen Verhältnisse? *Jürgen Schübelin* informiert uns.

25 Jahre ist die *Erich-Mihsam-Gesellschaft* geworden. *Erich Mihsam* gehörte mit *Martin Buber* zu den ersten Mitgliedern des „Sozialistischen Bundes“, den *Gustav Landauer* 1908 gegründet hatte. Über die Verwandtschaft des Anarchismus mit dem Religiösen Sozialismus habe ich in einem Grußwort gesprochen.

Die Berliner Lehrerin *Elisabeth Schmitz*, die im Jahr 1935 für die Bekennende Kirche eine bedeutende Denkschrift als Zeugnis gegen den mörderischen Antisemitismus verfasst und verteilt hat, ist zu Unrecht vergessen worden. *Fritz Hufendiek* gedenkt ihrer in seinem Artikel zu dem Buch von *Manfred Gailus* und stellt auch das andere Buch der Autoren *Manfred Gailus* und *Clemens Vollnhals* über elf protestantische Frauen im Widerstand gegen die NS-Rassenpolitik vor. Auch in Frankreich wird das Leben des ökumenisch gesinnten Theologen und Widerstandskämpfers gegen das NS-Regime *Dietrich Bonhoeffer* gewürdigt. *Dietlinde Haug* informiert in ihrer Rezension des Buchs von *Frédéric Rognon* über die Beziehung zwischen *Jean Lasserre* und *Dietrich Bonhoeffer*.

„Wo kommen wir her, wo wollen wir hin? Zentrale Positionen und Ziele des BRSD“ – so heißt das Thema der Jahrestagung vom 3.–5. 10. 2014, DJH Kassel, zu der wir herzlich einladen. *Elmar Klink* gibt in seinem Beitrag Anregung für „innere Aktivierung“ und zum „Überdenken/Ändern von Struktur und Organisation des BRSD“.

Heute, am 9. Juni, erreicht uns die Nachricht vom Tod *Reinhard Höppners*. Der ehemalige Min.Präs. von Sachsen-Anhalt, Präsens der Synode und Mitglied im Präsidium des Ev. Kirchentags war Autor bei CuS (2–3/07). Praesente!

Mit Wünschen für schöne Sommertage

Reinhard Gaede

Euer/Ihr Reinhard Gaede

Heimat für die Fremden und Fremdheit für die Beheimateten in der Bibel

*Wir sind Fremdlinge und Gäste vor dir
(Chronik 29, 15)**

Von Fulbert Steffensky

Ich erinnere mich an die Erzählung einer Freundin aus den USA. Als Kind lebte sie in einer kleinen Stadt in den Bergen Westvirginias. In dieser Gegend gab es keine Fremden und nichts Fremdes. Alle hatten eine einheitliche Herkunft, es gab in dieser Stadt kaum Schwarze, alle gehörten zur methodistischen Kirche. Jeder kannte jeden, und alles war allen bekannt. Es war eine einstimmige Stadt, und so lebten die Menschen in spannungsloser Vertrautheit in ihrer Welt. Eines Tages nun kam in jene Stadt eine fremde Familie, sie war fremdartig gekleidet, und ihre Mitglieder unterhielten sich in einer fremden Sprache: auf Französisch. Die Freundin erzählte, dass sie stundenlang hinter den Fremden hergelaufen sei, um deren Sprache zu hören, fasziniert und irritiert zugleich, denn sie hatte einfach nicht gewusst, dass es noch andere Sprachen geben könnte als die eigene und gewohnte. Sie erzählte, sie habe plötzlich in der Nacht nach der Ankunft der Fremden eine panische Angst bekommen. Das neue Wissen, dass es andere Sprachen gibt als die eigene, hatte sie verstört und das Eigene und Gewohnte plötzlich in Frage gestellt.

Das Kind hat erlebt, was wir alle erleben. Wo uns das Fremde und die Fremden begegnen, da sind wir uns plötzlich nicht mehr selbstverständlich. Man erkennt, dass man nicht einzigartig ist, und dass es andere Sprachen, andere Hautfarben, andere Religionen und andere Nationen gibt. Die Unruhe,

die dann entsteht, ist natürlich. Sie ist zugleich der Anfang eines neuen Reichtums und einer neuen Freiheit. Wer nur sich selber kennt, die eigene Sprache, die eigene Hautfarbe und die eigene Religion, wer zwanghaft seine dumpfe Ungestörtheit verteidigt, der ist zugleich Gefangener seiner selbst, und er weiß nicht einmal, dass er in einem Gefängnis lebt.

In alten Welten hat man es zu solchen Verstörungen nicht kommen lassen, und man hat das Fremde gleich an der Grenze abgefangen, es für unerlaubt und gefährlich erklärt. Andere Welten waren das „Elend“, das Ausland, die jammervolle Fremde, die nicht galt, und in der man nur umkommen oder verkommen konnte. Es war die feindliche Welt, gegen die Grenzen gesetzt wurden, weil man vor Überfällen und vor Auslöschung durch die anderen nicht sicher war. Man hatte äußerlich und innerlich starke Truppen an der Grenze, und man hat sich selber von den Grenzen her definiert. Der Hauptsatz einer solchen Selbstdefinition lautete: Wir sind nicht die anderen, und wir sind nicht wie die anderen! Es war eine Selbstdefinition, die Kampfes- und Verteidigungsbereitschaft stimulierte, eine kriegerische Selbstgewissheit. Alte Welten waren verängstigte und dialogfeindliche Welten. Es gab keinen Riss in der eigenen Identität, den die Begegnung mit den Fremden mit sich brachte. Man wusste nicht dass es „fremde Sprachen“ gab, und darum war man von zwanghafter Eindeutigkeit, Überklarheit und Ambivalenzlosigkeit. Man wusste zu gut, wer man selber war oder aber anders: man wusste nicht, wer man selber war, weil man nicht wusste, wer die anderen waren.

Denn man kann sich nicht erkennen, wenn man nur sich selber kennt und wenn man sich nicht spiegeln kann in den Augen der anderen.

Es gehört also zum Reichtum und zur Schönheit des menschlichen Lebens, die Fremden und das Fremde zu ertragen, zu beherbergen, sich damit auseinanderzusetzen, davon zu lernen und damit im Eigenen gewisser zu werden. An den Fremden lernen wir, wer wir selbst sind. Ganz leicht ist das übrigens nicht. Es ist Arbeit. Das Fremde ängstigt auch. Alles, was ist wie wir selbst, kennen wir, ist uns vertraut und ist berechenbar. Wir gehen damit kein Risiko ein, und das Leben ist absehbar; absehbar und gefährlich, wo man sich im Eigenen völlig einkerkt. Man braucht sich also der Zurückhaltung oder gar der Angst vor dem Fremden nicht zu schämen, sie ist natürlich. Der Mensch ist von Natur aus nicht fremdenfreundlich. Das stellen wir nicht erst fest, seit die Menschen anderer Kontinente und Hautfarben bei uns Schutz und Herberge suchen. Wer kennt nicht aus alten Zeiten die Feindschaft zwischen Dörfern, die kaum einen Kilometer auseinanderliegen; die Verachtung der Kölner den Düsseldorfern gegenüber (und umgekehrt); der Bayern den Preußen gegenüber (und umgekehrt); den scheelen Blick der Katholiken auf die Protestanten (und umgekehrt)! Menschen wollen Grenzen zwischen sich und dem Fremden. Vielleicht hat dies sogar einen Sinn. Grenzen sagen uns, wer wir sind und wer wir nicht sind. Die Frage ist nur, welcher Art diese Grenzbedürfnisse sind. Sind die Grenzen so durchlässig, dass sie nicht zur Vernichtung der anderen führen? Nicht die Angst vor dem Fremden ist entscheidend. Sie gehört zu unserer Natur. Die Frage ist, ob wir uns von der dumpfen Natur beherrschen lassen und ob die Angst uns so weit bringt, dass wir anderen das Lebensrecht absprechen. Ich brauche

das Fremde und die Fremden nicht zu lieben, aber ich soll sie dulden, ich soll ihm Atem lassen, wie Gott uns mit unserer Art den Atem lässt. Humanität entsteht da, wo wir uns nicht von unserer eigenen Natur überwältigen lassen. Diese Humanität ist Arbeit. Sie ist uns nicht einfach in die Wiege gelegt. Toleranz ist Arbeit, und nicht nur ein uns immer schon beschertes friedliches Gefühl.

In jenen alten Welten ist langsam eine Freiheitsidee gewachsen, die sie reicher machte, und die die Fremden nicht mehr bedrohte und verschlang, die Idee, den Fremden bei sich selber leben zu lassen, ihm Schutz zu gewähren und ihm Lebensrechte zu geben. Ich denke an das Alte Testament und seine Aussagen über die Fremden. Keine Frage: es gibt auch da schreckliche Ansichten und Praktiken dem Fremden und den Fremden gegenüber. Aber wie eine zarte und unausrottbare Pflanze wächst ein anderer Gedanke: der Fremde ist der Gast Gottes, und er steht unter seinem Schutz. Nicht erstaunlich ist die ursprüngliche und archaische Angst vor dem Fremden. Viel erstaunlicher ist diese langsam erblühende Schönheit des Gedankens, dass dem Fremden, vor allem dem armen und verfolgten Fremden, Rechte zu geben sind, dass er nicht nur mitleidig geduldet ist, sondern dass er Rechte im Volk Gottes hat. Die Fremden, die Witwen und die Waisen waren die Schutzlosen in den alten Gesellschaften. Sie werden oft zusammen genannt als solche, gegen die alle Gewalt verboten ist. Es heißt: „Die Fremdlinge sollst du nicht bedrängen und bedrücken. ... Ihr sollt Witwen und Waisen nicht bedrücken, und wenn sie schreien, werde ich ihre Schreie erhören.“ (2 Mose 22,20–21) Es heißt im 5. Buch Mose (10, 17–18): „Der Herr, euer Gott, ... schafft Recht den Witwen und Waisen, und er liebt die Fremdlinge.“ Im selben Buch (27, 19) heißt es: „Verflucht sei, wer das Recht des Fremdlings, der Waise und

der Witwe beugt!“ Und der Prophet Jeremia sagt (7, 5–6): „Bessert euer Leben und euer Tun, dass ihr recht handelt, einer gegen den anderen, und dass ihr keine Gewalt übt gegen die Fremdlinge, Waisen und Witwen.“ Wir sind in unserem Land zu Recht stolz darauf, dass wir eine Verfassung haben, die Asyl suchende Fremde nicht nur gnädig duldet, sondern dass sie ihnen ein Recht auf Asyl gewährt, wenn ihr Leben gefährdet ist. Ebenso stolz kann man auf eine Tradition sein, die schon vor über 3000 Jahren das Recht der Fremden gefordert hat.

Es werden in dieser Tradition *vier* Gründe dafür genannt, den Fremden ihr Recht zu lassen. *Der erste: Gott selber liebt die Fremden. Wer ihre Rechte verletzt, verletzt das Gottesrecht.* Es gibt keine Erkenntnis Gottes ohne Barmherzigkeit gegen das arme und verfolgte Leben. Jeremia verspottet die Lügenfrömmigkeit, die stolz ist auf die eigene religiöse Praxis, die aber Gewalt übt gegen die Fremden: „Verlasst euch nicht auf Lügenworte, wenn sie sagen: ‚Hier ist des Herrn Tempel! Hier ist des Herrn Tempel! Hier ist des Herrn Tempel!‘“ (7,4) Es gibt kein Verhältnis zu Gott, wenn das Verhältnis zum bedrohten Fremden unberücksichtigt bleibt. Das Auge des Fremden, der in seinem Land gefoltert wird, und der bei uns Schutz sucht, ist das Auge Gottes, das dich anblickt. Das Auge der fremden Frau, die in ihrem Land vergewaltigt worden ist und bei dir Heilung sucht, ist das Auge Gottes, das um dein Erbarmen bettelt. Auch hier ist das Gebot Gottes nicht eine einengende moralische Vorschrift, es ist die Verlockung zum größeren Lebensreichtum. Welche Schönheit, sich nicht in sich selbst zu verkriechen, sondern das Leiden der Fremden zum eigenen Leiden zu machen. Welche Primitivität und welche Lebensverkümmern, sich immer nur in sich selber zu erschöpfen!

Der zweite Grund, den Fremden Lebensrechte

zu geben, ist die Erinnerung des Volkes an die eigene Knechtschaft in der ägyptischen Fremde: „Auch ihr seid Fremdlinge im Ägyptenland gewesen.“ (2 Mose 22, 20) Und schöner noch im 23. Kapitel jenes Buches (Vers 9): „Die Fremdlinge sollt ihr nicht bedrücken, denn ihr wisst um der Fremdlinge Herz, weil auch ihr Fremde wart im Lande Ägypten.“ Die Erfahrung des eigenen Leidens, der eigenen Bedrückung und der eigenen Fremdlingsschaft kann die Herzen klein, bitter und bössartig machen, und man will sie möglichst schnell vergessen. Wenn man sich aber der eigenen Schmerzen erinnert, können sie zum Nährboden des Mitleids und der Barmherzigkeit werden. Menschen, denen man Wunden geschlagen hat, können wissen, was Wunden sind. Das meint jener wundervolle Satz: „Ihr wisst um der Fremdlinge Herz!“

Den dritte Grund, den Fremden zu achten, finde ich im 3. Buch Mose und im Lukasevangelium: „Liebe deinen Nächsten wie dich selbst.“ Buber und Rosenzweig übersetzen wohl richtiger: „Liebe deinen Nächsten, er ist wie du“, oder wie es in der späteren Buber-Übersetzung heißt: „Halte lieb deinen Genossen/dir gleich!“ Ähnlich übersetzt es der französische Philosoph Emmanuel Lévinas: „Liebe deinen Nächsten; das bist du selbst.“ Es geht also nicht darum, die Liebe zu sich selber zum Maßstab der Nächstenliebe zu machen. Die Israeliten sollten daran erinnert werden, dass der Nächste – ob Freund oder Feind – wesensgleich mit einem selber ist. Der Grund der Liebe und der Achtung des Anderen ist die Gleichheit aller Menschen.

Das also ist die Grundeinsicht der Bibel: Der Mensch, der neben dir lebt, ist wie du! Wenn man ihn mit dem Messer sticht, blutet er wie du. Sein Blut ist rot wie das Deinige. Er weint Tränen wie du, wenn er Schmerzen hat. Er ist der Freude und des Glücks fähig

wie du selber. Darum behandle ihn, wie du selber behandelst werden willst, denn er ist dir gleich. Diese Erkenntnis ist die eigentliche Beiß- und Tötungshemmung. Darum die vielfältige Erinnerung der Bibel: Dein Nächster ist wie Du! Darum liebe ihn, darum erkenne ihm die Lebensrechte nicht ab, darum behandle ihn, wie du selbst behandelt werden willst. Es gibt eine Gleichheit unter den Menschen, die grundsätzlicher ist als alle Verschiedenheit: Alle Mütter der Erde weinen, wenn ihre Kinder sterben. Alle Kinder hungern, wenn sie kein Brot haben. Alle Menschen kennen das Glück der Liebe und der Sexualität. Und schließlich die beiden Hauptgründe für die Gleichheit aller Menschen: Sie alle müssen sterben, und alle sind Söhne und Töchter Gottes.

Diese Gleichheit trägt die Unterschiedenheit der Menschen. Und so kann man das biblische Gebot fortsetzen: Liebe deinen Nächsten, obwohl er nicht wie du selber bist! Liebe deine Nächste, obwohl sie schwarz ist, deinen Nächsten, obwohl er ein anderes Alter, eine andere Nationalität, eine andere Sexualität, eine andere religiöse Auffassung hat wie du selber. Liebe deinen Nächsten, er ist anders als du! Der Mensch, den ich lieben soll, ist mir gleich, weil er weint und lacht wie ich, weil er stirbt und Sohn oder Tochter Gottes ist wie ich selber. Seine Andersheit hebt die grundsätzliche Gleichheit nicht auf. Liebe deinen Nächsten und achte seine Andersheit. Versuche nicht, seine Eigenheit an deiner zu messen! Lass seine Fremdheit unberührt! Die Fremdheit des Anderen soll nicht Grund der Ablehnung, der Feindschaft und der Verachtung sein. Je enger und provinzieller Menschen denken, um so eher wird die Fremdheit zur Bedrohung und zur Beängstigung. Die engen Wünsche werden zur Eigen-sucht, d.h. man kann nichts anderes vertragen als das, was uns selber aufs Haar gleicht. Der andere

Mensch, soll die Wiederholung unserer selbst sein; seine Gedanke, seine Religion, seine Sexualität und seine Musik sollen die Wiederholung unseres eigenen Geschmacks sein oder sie sollen nicht sein. Ein solcher Mensch wird über seine eigenen Grenzen nicht hinauskommen. Auch der Gang zu den anderen ist für ihn nur eine Flucht zu sich selbst. Er verdummt und verholzt, weil er nicht ein anderer werden und seine eigenen Grenzen sprengen kann. Er unterliegt dem Zwang der Einheitlichkeit. Bei dem Schweizer Schriftsteller Peter Bichsel lese ich: „Der Satz, der mich in meinem Leben am tiefsten betroffen gemacht hat, ist der Satz von Dorothee Sölle: ‚Christ sein bedeutet das Recht, ein anderer zu werden.‘ Erst seit ich diesen Satz kenne, weiß ich, was ich meiner religiösen Emanzipation zu verdanken habe. Ein anderer werden heißt nicht etwa nur, sich verändern dürfen, es heißt auch, nicht ein gleicher werden müssen, nicht im Konsens und nicht in der faschistischen Einheit leben müssen.“ Je freier der Geist einer Gesellschaft ist, umso weniger kennt man dort das fürchterliche Nazi-Wort „ausmerzen“, also die Vernichtung des Fremden. In solchen Gesellschaften und Gruppen steht man nicht unter Einheitszwängen. Das Fremde wird zum eigenen Reichtum und nicht zur Bedrohung.

Christus mutet uns zu und traut uns zu, für die Fremden zu sorgen. Sorge ist eines der schönsten Wörter unserer Sprache und eine der schönsten Fähigkeiten des eigenen Herzens. Die Bibel warnt vor der Sorge, die sich auf das eigene Wohl beschränkt. Als Beispiel eines Selbstbesorgers und Selbstversorgers nennt sie den reichen Kornbauern, der alles in Überfluss und nur noch bekümmert darum ist, wie er alles recht sammelt, verstaut und aufbewahrt (Lukas 12, 16–21). Er will sich Scheunen bauen, in denen seine Güter für die Ewigkeit gesichert sind. Aber Gott spricht zu ihm: „Du Narr! Diese Nacht

noch wird man deine Seele von dir fordern. Wem wird dann gehören, was du angehäuft hast?“ Mensch ist, wer sich sorgt, und wer nicht in der Selbstbesorgung erstickt.

Die Sorge aber ist unteilbar. Sie unterscheidet nicht mehr zwischen den eigenen Kindern und den fremden. Eine Frau, die lange in der Antipartheitsbewegung gearbeitet hat, hat mir einen Traum erzählt: Im Traum sah sie die streunenden Strassenkinder von Bogota. Sie hungerten, froren, stahlen und boten sich zur Prostitution an. Plötzlich nahmen diese geschundenen Kinder das Gesicht ihrer eigenen Kinder an. „Da habe ich gewusst, es gibt keine fremden Kinder“, sagte sie. Die Sorge, die ihren Namen verdient, überschreitet die Grenzen der natürlichen Verbundenheit. Wahrscheinlich gehört es zur natürlichen Ausstattung der Menschen, für die eigene Brut zu sorgen. Aber auch dies kann eine Form der Selbstverliebtheit sein, nur die eigenen Nachkommen im Blick zu haben und alle anderen zu vergessen. Wer nur in die eigenen Kinder investiert, die Solidarität aber mit allen anderen vergisst, investiert nur in sich selbst. Es gibt mehr als die eigene Familie. Das lernen wir spätestens an der jesuanischen Skepsis der biologischen Familie gegenüber. Ein harsches Wort gegen seine eigene Familie ist uns im Markusevangelium überliefert (3, 31–35). Jesus wird gemeldet, dass seine Mutter und seine Geschwister ihn suchen, und er antwortet: „Wer ist meine Mutter? Wer sind meine Brüder und Schwestern?“ Er zeigt auf die Menschen, die ihm folgen und sagt: „Das ist meine Mutter, und das sind meine Geschwister. Wer den Willen Gottes tut, der ist mein Bruder und meine Schwester und meine Mutter.“ Jesus denkt nicht mehr in den Kategorien von Blut, Familie und Clan. Er denkt menschheitlich, wie es die Frau getan hat, die in den verlorenen Strassenkindern die Gesichter ihrer eigenen Kinder gelesen

hat. Die Güte verachtet die Vergötzung der Familie, des Landes, der Nation. Sie ist international. Im Faschismus stand das Wort international unter Verdacht und „Internationalisten“ waren die Todfeinde. Er war gebannt in die Enge des Eigenen.

Ich möchte nicht nur die Moral des weiten Herzens loben, sondern vor allem seine Schönheit und seine Freiheit. Ich kenne eine Gruppe von Frauen aus meiner Gemeinde, die sich schon lange um Kinder und Frauen aus der Ethnie der Xinca im Südosten Guatemalas kümmern. Zwei Drittel dieser Menschen leben unter der Armutsgrenze und sind brutalen Menschenrechtsverletzungen ausgesetzt. Diese Frauen haben die fremden Frauen nie gesehen, und doch sind sie Schwestern. Sie haben die Kinder nie gesehen, und doch sind es ihre Kinder, an deren Schmerz sie leiden. Ihre Schwester ist, wessen Schmerz sie beachten. Ihre Enkel sind die, an deren Unglück sie nicht vorbeigehen. Diese Frauen sind die wahren Internationalisten. Welcher Reichtum, nicht mehr verbannt zu sein in die grämliche Sorge um sich selbst und die Eigenen!

Es gibt einen letzten Grund, die Fremden zu verstehen und zu ihren Bundesgenossen zu werden, ein Gedanke, der in der Bibel oft anklingt, so in einem Gebet Davids im 2. Buch der Chronik (29,15): „Wir sind Fremdlinge und Gäste vor dir wie unsere Väter und Mütter alle. Unser Leben auf der Erde ist ein Schatten, und es bleibt nicht.“ Der Verfasser des Hebräerbriefes erinnert daran, dass wir noch woanders hingehören als auf die arme Welt; dass wir alle Gäste und Fremde auf dieser Welt sind. „So lasst uns nun zu ihm hinausgehen aus den festen Lagern, ... denn wir haben hier keine bleibende Stadt, sondern die zukünftige suchen wir.“ (13,14) Die Stadt, in der noch so viele weinen, im Unglück liegen, die Beute von anderen sind, kann noch nicht unsere Stadt sein. Je mehr Wünsche

man an das Leben hat, je mehr man das Augenlicht der Blinden vermissen kann: den Tanz der Lahmen und den Gesang der Verstummen, um so mehr weiß man, dass wir noch nicht da sind, wohin wir gehören. Die Sehnsucht nach dem ganzen Leben für alle treibt uns hinaus aus dem „festen Lager“. Sie lehrt uns, andere Lieder zu singen als nur die der Heimatkapellen. Sie lehrt uns das große Lied: Einmal wird es sein! Einmal wird die Stadt, das Land und die Zeit da sein, von denen es heißt: „Gott wird abwischen alle Tränen von ihren Augen, und der Tod wird nicht mehr sein, noch Leid noch Geschrei noch Schmerz. Denn das Erste ist vergangen.“ (Apokalypse, 21,4) Bis dahin aber sind wir Fremdlinge, ob am Rhein, an der Elbe, an der Wolga oder am Mississippi. Wir sind Ausländer, überall, und so könnten wir die besten Verbündeten der Fremden werden.

Ich frage wiederum nach der biblischen Tradition, die uns zur Toleranz dem Fremden gegenüber ermutigt und stoße auf eine wundervolle Stelle im Römerbrief: „Der Geist gibt Zeugnis unserem Geist, dass wir Kinder Gottes sind.“ Der Geist bezeugt uns, und wir sind nicht gezwungen, unsere eigenen Lebenszeugen zu sein. Wir müssen uns nicht selber erjagen, nicht selber rechtfertigen. Wir sind vor dem Gott der Gnade, weil wir von ihm angesehen sind, nicht weil wir ansehnlich sind. Wir brauchen uns nicht selber zu gebären, weil wir von ihm geboren sind. Nicht unsere Weisheit, nicht die richtigen religiösen Sätze, nicht unsere eigenen Künste rechtfertigen uns vor dem Blick dieses Gottes. Wir sind die, als die wir vom Geist bezeugt sind, wir sind Kinder Gottes.

Der Versuch, sein eigener Lebensmeister zu sein, sich selber zu erjagen und sich durch sich selber zu rechtfertigen; der Zwang, sich selber zu gebären und sich in der eigenen Hand zu bergen, führt in die Ver-

zweiflung und in den Kältetod. Das, wovon wir eigentlich leben, können wir nicht herstellen – nicht die Liebe, nicht die Freundschaft, nicht die Vergebung, nicht die eigene Ganzheit und Unversehrtheit. Man kann sich nicht selbst beabsichtigen, ohne sich zu verfehlen. Man kann sich nicht selbst bezeugen, ohne der Verurteilung zu verfallen. „Der Geist selbst gibt Zeugnis unserem Geist, dass wir Kinder Gottes sind.“ Dies nennen wir mit dem alten und schönsten Wort unserer Tradition Gnade.

Was aber hat dies mit Toleranz zu tun? Dies: Gewaltlosigkeit ist die Form, in der sich der Verzicht auf die Selbstbegründung zeigt. Auf sich selber setzen und unter dem Zwang stehen, sich selber zu bezeugen, enthält hohe Anteile an Aggressivität und Gewalt. Ich denke z.B. an die nationalen Identitätszwänge. Nationalistische Selbstdarstellung ist durchweg mit kriegerischen Bildern verbunden. Ich denke an die Straßennamen unserer Städte, sie haben oft mit Kampf, Sieg und Gewalt zu tun. Ich denke an die Tannenberglätze, die Sedanstraßen, an alle die Straßen und Plätze die mit Generalen und Feldherrn zu tun haben. Wir sagen uns, wer wir sind, indem wir aufzählen, welche Schlachten wir geschlagen und welche Siege wir errungen haben.

Wer bezeugt ist, braucht sich nicht selber zu bezeugen. Er muss nicht über andere siegen. Er hat es nicht nötig, ständig seine Muskeln und seine Stärke zu zeigen. Er ist nicht zum Siegen und nicht zur Überheblichkeit verurteilt. Wir müssen uns nicht selber benennen, denn wir sind genannt, ehe wir uns einen Namen gemacht haben. Wir können in Gelassenheit Fragment sein, denn unsere Ganzheit liegt im Blick Gottes, nicht in uns selbst. Wir müssen nicht alles wissen, in uns muss nicht alle Wahrheit zu finden sein. Wir sind Fragment, als einzelne und als Kirche.

Ich komme auf unsere Kirchen zurück, die anderen religiösen Gruppen oft mit leichter Zunge ihren Weg zu Gott abgesprochen hat. Die Grundgefahr religiöser Systeme ist, dass sie sich so schwer endlich denken können. Sie sind immer in der Gefahr, sich selber Gottesprädikate zuzulegen: sie sind die allein seligmachenden, außerhalb von ihnen gibt es kein Heil; sie sind die Wahren, und außerhalb von ihnen ist nur Lüge und Abfall. Ihre Gefahr ist, die Welt zu säubern von den Andersheiten. Der Zwang zur Einstimmigkeit lässt sie nur schwer Fremdheiten denken und dulden. Der Verlust der Endlichkeit ist der Verlust der Geschwisterlichkeit. Nur endliche Wesen sind geschwisterliche Wesen. Nur eine Gruppe, die ihrer eigenen Endlichkeit zugestimmt hat, ist dialogfähig. Sich für einzigartig zu halten, heißt immer, bereit sein zum Eliminieren. Die Anerkennung von Pluralität ist die Grundbedingung menschlicher Existenz, so ungefähr hat es Hannah Arendt formuliert. Ich wünsche mir eine Kirche und religiöse Gruppen von radikaler Deutlichkeit, die ihre eigenen Traditionen, Geschichten und Lieder kennen und nicht verschweigen. Ich wünsche mir religiöse Gruppen mit Konturen. Zugleich wünsche ich mir eine Religion, die Gott unendlich sein lässt und auf ihre eigene Unendlichkeit verzichtet. Erst sie ist fähig zum Zwiegespräch.

Ich wünsche uns als Kirche den Mut zur Endlichkeit. Ich wünsche uns die Gnade der Endlichkeit. Sie erleichtert uns das Leben. Wir als Einzelne, wir als religiöse Gruppe, wir als Nation sind nicht die Garanten der Welt. Wir sind nicht der Grund des Lebens, das ist Gott, in ihm sind das Leben und die Wahrheit begründet. So können wir Fragment sein, auch als religiöse Gruppe. Welche Lebensleichtigkeit, dass wir nicht alles sein müssen und nicht allem überlegen sein müssen! In uns muss nicht die ganze Wahrheit

zu finden sein. An unserem Wesen muss die Welt nicht genesen. Ein Nazi-Satz hieß:



Alle sind Fremde: Figuren von Jens Golschiot vor Herforder Münster

„Am Deutschen Wesen soll die Welt genesen.“ Welche Aggression mit solchen Sätzen verbunden war, haben wir in Erinnerung. Wir können uns als religiöse Gruppe die Freiheit nehmen, nicht absolut zu sein. Damit sind wir von der Last der Einzigartigkeit befreit. Und das ist dann zugleich der Lebensraum für andere, für andere Wahrheiten, andere Lebensentwürfe, andere Hoffnungen. Ich bin einer unter vielen, mein Glaube ist einer unter vielen, mein Land ist eines unter vielen. Das drückt nicht meinen Mangel und meine Geringfügigkeit aus. Alle Lebensdialekte stammen von der einen Grundsprache des Lebens. So gilt beides: Der andere Glaube ist anders als meiner, und ich kann ihm seine Andersheit lassen. Er ist mir gleich, denn wir haben den gleichen Ursprung des Lebens. Andere Lebensentwürfe, andere Hautfarben, andere Religionen brauchen also nicht auf dem Altar meiner eigenen Wahrheit geopfert zu werden. Die Menschen im anderen Glauben sind meine Geschwister – Menschen wie ich und Menschen anders als ich. Gott spricht in Dialekten. Im Talmud heißt es: „Die Sprache des einen und die Sprache des anderen ist die Sprache des lebendigen Gottes.“ Und der jüdische

Philosoph Levinas: „Die Sprache Gottes ist eine mehrzahlige Sprache.“

Noch einmal: Toleranz verlangt nicht von mir, dass ich die Eigenart der anderen liebe, ihre Lebensweisen, ihre Lieder, ihren Glauben. Der Mensch ist endlich, auch in seiner Kraft zu lieben. Es wäre eine Überforderung, von sich zu verlangen, nun plötzlich die türkische Musik zu lieben, die asiatische Küche, die Tänze der Indianer und die Spiritualität des buddhistischen Zen-Meisters. Ich kann mir gestehen, dass mir sogar das eine oder andere auf die Nerven geht. Noch mehr auf die Nerven allerdings gehen die, die ihr Eigenes nicht kennen und immer auf der Flucht in das Fremde sind. Die Hauptsache ist, wir haben die Kraft, den Fremden ihre Fremdheit zuzugestehen und sie zu achten. Mehr ist nicht verlangt, und das ist schon schwer genug.

Ich nenne noch einmal die alttestamentlichen Stellen, die das Recht der Fremden schützen: „Die Fremden sollst du nicht bedrängen und bedrücken. ...Der Herr, euer Gott, schafft Recht den Witwen und Waisen und er liebt die Fremdlinge ... Verflucht sei, wer das Recht des Fremdlings, der Waise und der Witwe beugt.“ Ich frage nach der Aufmerksamkeit unserer Kirchen auf die Lieblinge Gottes. Diese Sätze wenden den Blick der Kirchen von sich selbst ab. Die höchste Form der Verblödung ist, sich selber Ziel und Endpunkt zu sein, nichts anderes wahrzunehmen als sich selbst und für nichts anderes einzustehen als für sich selbst. Das ist nicht nur amoralisch. Es ist auch eine Form der Erschöpfung in sich selbst, die ins Unglück führt. Diese Selbstverdummung kommt bei Privatpersonen ebenso oft vor wie bei Gruppen. Auch die Kirchen sind vor ihr nicht gefeit. Auch die Kirche kann sich selbst zum Götzen werden, wenn sie nicht mehr sucht als sich selbst und ihre Erhaltung. Wenn wir uns als

Kirche heute mit dem Wohl der Fremden befassen, ehrt uns das als Kirche und macht diese Kirche gesund. Wir lernen, mehr zu kennen und mehr zu wollen als uns selbst und die eigene Existenz. Die Kirche ist ein wundervoller Verein, der grössere Interessen kennt als die eigenen, ein Verein, der nicht nur an sich selber leidet, sondern die Schmerzen der Fremden wahrnimmt. Wem die Phantasie für fremdes Leid abhanden gekommen ist, der ist gezwungen, übermäßig an sich selber zu leiden. Und umgekehrt: Wer mehr kennt und für mehr besorgt ist als für sich selbst, den werden die eigenen Sorgen nicht mehr ersticken. Die Kirche baut an ihrer eigenen Freiheit, wo sie interessiert ist an der Freiheit und am Wohl der Fremden. Es ist das Merkmal einer erwachsenen Kirche, wenn sie sich von der narzisstischen Selbstbesorgung gelöst hat und einen Teil ihres Geldes und ihrer Kraft hergibt und Stellen schafft für die Aufmerksamkeit auf die Leidenden dieser Welt, auf den Frieden, auf die ökologische Bedrohung dieser Erde und der Lebensmöglichkeiten unserer Kinder und Enkel. Ich denke dabei auch an die Arbeit der Ausschüsse für Mission und Ökumene. Es ist eine Form der Gottsuche der Kirche, wenn sie Stellen einrichtet; wenn sie Institutionen plant, in denen scharfäugig das Schicksal der Elenden beachtet wird. Es muss nicht nur gute Menschen geben. Es muss gute Institutionen geben, in denen langfristig eine Idee verfolgt und eine Option wach gehalten wird. Das menschliche Herz ist klein, allein und kurzfristig. Die Institution, die dem Geist dient, hat einen längeren Atem. Darum brauchen wir sie. Sie sind die Läuse im Pelz unserer gemächlichen Kirchen. Sie sollen es sein, es ist ihre Aufgabe. Sie erinnern die so oft vergessliche Kirche an das Geheimnis Gottes in den Armen. Nein, sie sind nicht unsere Ersatzleute, die tun und bedenken, was

wir nicht tun und bedenken. Sie sind unsere Stellvertreter und Platzhalter, unsere Ermahner, die uns an die Stelle locken, wo wir noch nicht sind.

Wir sind als Kirche dem Geheimnis Gottes nahe, wo wir uns dem Geheimnis der Armen nähern. Oscar Romero, einer der Grundzeugen und Märtyrer unserer Zeit, hat es so gesagt: „Wie du dich den Armen nährst, mit Liebe oder mit Geringschätzung, so nährst du dich Gott.“ Karl Rahner hat den Satz der Tradition „Deus semper major“ – Gott ist jeweils grösser – umgedreht: Deus semper minor – Gott ist im Kleinsten und Verachtetsten zu suchen. Das Mysterium Gottes ist vom Mysterium der Armen nicht zu trennen. „Der Hunger dieser Welt ist der Ort Gottes“, hat der in El Salvador ermordete Jesuit Ignacio Ellacuria gesagt, er fährt fort: „So müssen wir uns als Kirche fragen: Was haben wir getan, um die Armen ans Kreuz zu bringen? Was tun wir, um sie vom Kreuz abzunehmen? Was tun wir, um sie aufzuwecken?“ Gott ist je kleiner: Er versteckt sich im Schicksal der Geschlagenen. Er wird bei uns sein bis zum Ende der Tage, wie es verheissen ist. Er ist bei uns als Trost und als Versprechen. Er ist bei uns in allen Gestalten des Elends. Wenn die Kirche das vergisst, dann mag sie religiös sein, aber christlich ist sie nicht.

Ich schliesse mit der geheimnisvollsten und dichtesten Aussage der Bibel über die Fremden. Ich lese sie im 25. Kapitel des Matthäusevangeliums. Es ist die große Gerichtsrede Jesu, und daraus der Satz: „Ich bin ein Fremder gewesen, und ihr habt mich beherbergt.“ Oder negativ: „Ich bin ein Fremder gewesen, und ihr habt mich nicht aufgenommen.“ Es gibt eine Film-Technik, die man „Dissolve“ nennt. Es bedeutet die Überlagerung zweier filmischer Bilder. Ein Bild schiebt sich in ein zweites hinein. Zwei Bilder schieben sich in der Gerichtsrede Jesu

ineinander, und schließlich ist das eine nicht mehr vom anderen zu unterscheiden. Das eine Bild: Die vergewaltigte Frau aus dem Sudan, die bei uns Herberge und Obhut sucht; das andere Bild: das Gesicht Christi. Das eine Bild: Der gefolterter Mann der bei uns Rettung sucht. In seine Gesichtszüge schieben sich die Züge Christi. Die Bilder sind nicht mehr zu trennen. Christus selbst interpretiert die Bilder: „Was ihr einer von diesen Geringsten getan habt, das habt ihr mir getan.“ Die Fremde, der Gast, der aus seiner Heimat Verjagte, die vor dem Hunger aus ihrer Heimat Geflohenen – sie sind nicht nur, was sie sind. Wer sehen kann, erkennt in ihnen die Gesichtszüge Christi. Christus braucht unsere Gastfreundschaft. Das ist unsere Ehre.

**Bibelarbeit beim Ökumenetag des Kirchenkreises Herford im Münster am 17.Mai 2014*

Fulbert Steffensky, geb. 1933, Studium der katholischen und evangelischen Theologie, 13 Jahre Benediktinermönch in der Abtei Maria Laach, 1969 Konversion zum Protestantismus, 1972-75 Professur für Erziehungswissenschaft an der FH Köln, 1976-77 Gastprofessor am Union Theological Seminary in New York, 1975-1998 Professor für Religionspädagogik am Fachbereich Erziehungswissenschaft der Universität Hamburg, Arbeitsschwerpunkte Religionspädagogik und Homiletik, von 1969 bis zu ihrem Tod 2003 verheiratet mit Dorothee Sölle, lebt jetzt in Luzern verheiratet mit Li Hangartner.



Fulbert Steffensky

Zur 10. Vollversammlung des Ökumenischen Rats der Kirchen in Busan, 2013

Wichtige Schritte zur Einheit der Kirchen

Von Ulrich Möller

Gott des Lebens, führe uns zu Gerechtigkeit und Frieden.“ Dieses Gebet prägte die 10. Vollversammlung des Weltkirchenrates (ÖRK) in Busan, Südkorea mit über 3000 Teilnehmenden aus aller Welt. Begonnen hatte sie mit einem berührenden Eröffnungsgottesdienst zur Begegnung der Jünger mit dem auferstandenen Christus auf dem Weg nach Emmaus. Ein inspirierender Aussendungsgottesdienst beschloss am 8. November diese Versammlung mit Delegierten der 345 Kirchen aus aller Welt mit über 500 Millionen Christinnen und Christen.

Von Anfang bis Ende war die Gemeinschaft in Gottesdiensten, Andachten, Bibelarbeiten, Ökumenischen Gesprächen und Workshops, aber auch in den vielen persönlichen Begegnungen, davon geprägt, dass Erfahrungen und Geschichten geteilt wurden: Menschen aus ganz unterschiedlichen verletzlichen Lebenssituationen öffneten einander ihre Herzen und hörten dem Leid anderer zu – ihrem Schmerz, ihrer Verwirrung, ihrer Traurigkeit. Geschichten aus dem Kongo und Syrien, Indonesien und Palästina, aus Brasilien und Italien. Wie Jesus es tat auf einem Weg mit den Jüngern nach Emmaus. Und wie Jesus dann begann, ihnen zu helfen, den Sinn dessen zu verstehen, was sie erlebt hatten, so ließen sich die Teilnehmenden der ÖRK-Vollversammlung inspirieren von den Geschichten des Muts, des Glaubens und des Mitleids.

Erfahrungen des Unfriedens aus der immer noch in zwei feindliche Staaten geteilten, atomar hochgerüsteten koreanischen Halbinsel. Aber auch die Mut machende Erfahrung des Peace-Trains, des Friedenszuges, der

vom ehemals geteilten Berlin aufbrach und über Russland und China mit christlichen Friedensaktivisten aus aller Welt in Busan eintraf – wesentlich mit vorbereitet von unserem westfälischen Vikar Daniel Jung, der in seiner Person auf besondere Weise Deutschlands und Koreas Identität verbindet.

Geschichten vom Schmerz christlicher Gemeinden, deren pazifische Inseln im Meer versinken, weil sie Opfer des von uns wesentlich mit verursachten Klimawandels werden. Aber auch Geschichten, wie Kirchen in Nord und Süd sich gemeinsam für Klimagerechtigkeit einsetzen – wie bei dem Workshop zum Dialogprogramm von Konferenz Europäischer Kirchen und Lateinamerikanischem Rat der Kirchen unter der Leitung von Bischof Murray aus Panama und Oberkirchenrat Möller aus Westfalen. Dieses Modell wurde in Busan als Beispiel gebende Methode herausgestellt für den ökumenischen Pilgerweg für Gerechtigkeit und Frieden, zu dem die ÖRK-Vollversammlung alle Mitgliedskirchen aufruft in den kommenden sieben Jahren. Gemeinsame Antworten der Kirchen auf die die Bedrohung durch Klimawandel und Umweltzerstörung werden ein wesentlicher Bestandteil der ÖRK-Programmarbeit im Rahmen dieser Pilgerschaft sein.

Anders als bei der ÖRK-Vollversammlung 2006 in Brasilien standen nicht mehr scharfe Gegensätze zwischen den Kirchen aus dem Norden und dem Süden im Mittelpunkt. Im Hören auf die unterschiedlichen Erfahrungen, im gemeinsamen Hören auf das Wort Gottes und auf einander und im gemeinsamen Gebet wurde in Busan angesichts der Verschiedenheit und Vielfalt die Einheit der weltweiten Kirche erfahrbar. Gerade auch im sensiblen Umgang mit den trennenden

dogmatischen und ethischen Fragen. Daraus erwuchs die wachsende Erkenntnis: Nur gemeinsam können die Kirchen in der Nachfolge des Gekreuzigten und Auferstandenen die Liebe Gottes zu allen Menschen so bezeugen, dass die Welt dieses Zeugnis hört.

Die Selbstverpflichtung der Vollversammlung und der Aufruf an die ÖRK-Mitgliedskirchen zur ökumenischen Pilgerreise für Gerechtigkeit und Frieden schöpft deshalb seine geistliche Kraft nicht zuletzt aus der gemeinsamen Erklärung zur Einheit der Kirche „Gottes Gabe und Ruf zur Einheit – und unser Engagement“. Darin heißt es:

„Es ist Gottes Wille, dass die ganze Schöpfung durch die verwandelnde Macht des Heiligen Geistes versöhnt in der Liebe Christi in Einheit und Frieden zusammenlebt (Epheser 1).“

Der anglikanische Prediger im Abschlussgottesdienst Pater Michael Lapsley verkörperte auf einzigartige Weise, dass diejenigen unter uns, die die sichtbarsten Behinderungen haben, Bilder für die gesamte menschliche Familie sind. Nachdem er seit den 1970er Jahren als Pastor sein Leben in den Dienst der Überwindung der Apartheid in Südafrika gestellt hatte, schickte der Apartheidstaat ihm 1990 eine Briefbombe, durch die er beide Hände und ein Auge verlor. Bewegend unterstrich Michael Lapsley, dass die Menschen mit Behinderungen unter uns veranschaulichen, was für alle Menschen gilt: „dass das Gebrochene, das Unperfekte und Unvollendete die menschliche Geschichte ist – so wie viele von uns nicht ohne das Mitleid und die Hilfsbereitschaft anderer Menschen überleben oder mit dem Leben zurechtkommen können, so ist es mit allen Menschen: wir brauchen einander, um vollkommen Mensch zu sein.“

Diese wechselseitige Angewiesenheit aufeinander wurde auch deutlich in der ökumenischen Weite, die in Busan über die

ÖRK-Mitgliedskirchen hinausreichte. Brücken wurden geschlagen zu den Pfingstkirchen, und die Zusammenarbeit des ÖRK mit der Evangelikalen Bewegung wurde sichtbar gestärkt. Die einzigartige Gastfreundschaft der selbstbewussten und missionarisch starken protestantischen Kirchen in Korea hatte hohen Anteil am Gelingen der Vollversammlung. Noch nie wurde eine Vollversammlung so perfekt vorbereitet und ausgerichtet. Das setzte sich fort in Gemeindegottesdiensten und Besuchsprogrammen. In Seoul erlebte ich einen Erntedankgottesdienst mit fast 10.000 Teilnehmenden in einer Gemeinde der Presbyterianischen Kirche mit starker Einbeziehung der Gemeindeglieder und konzertreifen musikalischen Beiträgen von Chören und Gemeindeorchester auf höchstem Niveau. Die evangelistisch-missionarische und diakonische Kraft der koreanischen Gemeinden ist beeindruckend. Seit Jahrzehnten gibt es allerdings auch unter fundamentalistisch-evangelikalen Strömungen in den koreanischen Kirchen eine geradezu militante Ablehnung des Weltkirchenrates. Diese Gruppen versuchten, die Vollversammlung mit ungeistlich aggressiven Protestaktionen zu stören. Damit konnten sie aber nicht verhindern, dass gerade die wunderbare gemeinsame Gastgeberschaft der traditionell durch Abspaltungen zersplitterten koreanischen Kirchen neuen Auftrieb für die Einheit der protestantischen Kirchen in Korea gab.

Die in Busan begonnene ökumenische Pilgerreise zu einer Wirtschaft im Dienst des Lebens, zu Klimagerechtigkeit und gerechtem Frieden ist kein Weltverbesserungsprogramm, sondern nimmt die geistliche Herausforderung an, die Jesus Christus selbst seiner weltweiten Kirche stellt. Denn: „Wann immer wir

– durch unsere Praxis der Ausgrenzung und Marginalisierung von Menschen,

- durch unsere Weigerung, nach Gerechtigkeit zu streben,
- durch unseren Unwillen, in Frieden zu leben,
- durch unser Versagen, nach Einheit zu streben,
- und durch die Ausbeutung der Schöpfung Missbrauch treiben mit dem Leben, verschmähen wir die Gaben, die Gott anbietet.“

Die Erklärung zur Einheit benennt zugleich unzweideutig die Grundlage des ökumenischen Aufbruchs von Busan:

„Die Berufung der Kirche ist es demgegenüber, ein Vorgeschmack auf die neue Schöpfung zu sein, der ganzen Welt ein prophetisches Zeichen für das Leben zu sein, das Gott für alle vorsieht. Und eine Botin zu sein, die die frohe Botschaft von Gottes Reich der Gerechtigkeit, des Friedens und der Liebe verbreitet.“

Auf dieser Grundlage haben sich die Delegierten in Busan stellvertretend für die Mitgliedskirchen des ÖRK verpflichtet:

„Wir werden unser Engagement für Gerechtigkeit, Frieden und die Heilung der Schöpfung verstärken und gemeinsam die komplexen Herausforderungen der aktuellen sozialen, wirtschaftlichen und moralischen Fragen angehen.“

Einem solchen Pilgerweg sind nicht Kampf-abstimmungen gemäß, sondern das Konsensprinzip, das sich auf dieser Vollversammlung

einmal mehr als starkes Mittel gemeinsamer geistlicher Urteilsbildung bewährt hat. Und so stand das Gebet nicht nur zu Beginn der Vollversammlung, sondern erst recht an ihrem Schluss, dem Auftakt für den jetzt beginnenden ökumenischen Pilgerweg der Kirchen weltweit: „Gott des Lebens, weise uns den Weg zu Gerechtigkeit und Frieden!“

Oberkirchenrat Dr. Ulrich Möller, geb. 10.01.1956 in Detmold, verheiratet, zwei Kinder. Studium der Evangelischen Theologie an den Universitäten Göttingen und Tübingen. 1991 Promotion an der Universität Heidelberg mit einer

veröffentlichten Dissertation über die kirchliche Atomwaffen-Diskussion 1957–1962. 1985–1992 Gemeindepfarrer in Blomberg, Lippe. 1992–2000 Landespfarrer der Lippischen Landeskirche in Detmold. 2000–heute Oberkirchenrat der Evangelischen Kirche von Westfalen. Dezernent für Weltmission, Ökumene und kirchliche Weltverantwortung mit entsprechenden Funktionen: Globalisierung, Diakonie und nachhaltige Entwicklung, Wirtschaft für das Leben, Klima der Gerechtigkeit.



Dr. Ulrich Möller

10. Vollversammlung des Ökumenischen Rates der Kirchen 2013 in Busan

Pilgerweg der Gerechtigkeit und des Friedens

Von Martin Robra

Schließt euch unserer Pilgerreise für Gerechtigkeit und Frieden an!“ – mit diesem Aufruf wandten sich die Delegierten der 10. Vollversammlung des

ÖRK in Busan im November 2013 an Christ(inn)en und alle Menschen guten Willens. Anstatt wie frühere Vollversammlungen zu bekräftigen, dass die Mitgliedskirchen auch in Zukunft zueinander stehen wollen, erklärte die 10. Vollversammlung:

„Wir wollen uns gemeinsam auf den Weg machen“.

Ökumene als Prozess verstanden und ausgerichtet auf Gottes Gerechtigkeit und Frieden: das ist – ganz kurz gefasst – das Ergebnis von Busan.

Gott des Lebens, weise uns den Weg zu Gerechtigkeit und Frieden.

Vorgegeben war die Richtung mit dem Thema der Vollversammlung: „Gott des Lebens, weise uns den Weg zu Gerechtigkeit und Frieden“. Geprägt wurden die Beratungen sicherlich durch den wirtschaftlich dynamischen und zugleich konfliktgeladenen Kontext Nord-Ost Asiens, in dem China, Russland, die USA, Japan und Korea mit ihren wirtschaftlichen, politischen und militärischen Interessen aufeinander treffen. Delegierte der Vollversammlung beteten für die Einheit der noch immer geteilten koreanischen Halbinsel an der demilitarisierten Zone in der Nähe Seouls.

Die Region stand auch für die Notwendigkeit, die Verschiebung des Schweregewichts des Christentums nach Süden und Osten mit stärker werdenden pfingstlerischen, charismatischen und unabhängigen Kirchen ernstzunehmen und sich der Tatsache religiös pluraler Gesellschaften zu stellen. Interreligiöse Kooperation ist ein Imperativ der Zeit. Auch deshalb sprach das Thema vom „Gott des Lebens“, der für alle Menschen ein Leben in Gerechtigkeit und Frieden will.

Schon in der Vorbereitung der Vollversammlung bewährte sich das Thema als gemeinsamer Fokus für wesentliche Arbeitsfelder des ÖRK. Das ist naheliegend, wenn man an die Arbeit zur Klimagerechtigkeit, einer Ökonomie für das Leben und den gerechten Frieden denkt, die seit der Vollversammlung 1983 in Vancouver und dem konziliaren Prozess für Gerechtigkeit, Frieden und Schöpfungsbewahrung klar

aufeinander bezogen sind. Für alle drei Arbeitsbereiche wurden wichtige Hintergrunddokumente in thematisch gebündelten Gesprächsgruppen bearbeitet. Für viele überraschend war jedoch, wie deutlich die neue



Striking of the Bell at Imjingak close to boarder between South and North Korea

Missionserklärung der Kommission für Weltmission und Evangelisation, an der auch Vertreter(innen) evangelikaler und pfingstlerischer Kirchen mitgearbeitet haben, die Grundrichtung des Themas zum Ausdruck brachte. Schon ihr Titel „Gemeinsam für das Leben: Mission und Evangelisation in sich wandelnden Kontexten“ gibt dies zu erkennen. Auch die Kommission für Glaube und Kirchenverfassung ließ in ihrem Konvergenzdokument „Die Kirche: Auf dem Weg zu einer gemeinsamen Vision“ keinen Zweifel daran, dass Weltverantwortung und Einsatz für Gerechtigkeit und Frieden essentiell zum Glauben, zur Nach-

folge und dem Leben der Kirche dazugehören. Nachdrücklich unterstrichen wurde dies durch die Einheitserklärung der Vollversammlung „Gottes Gabe und Ruf zu Einheit – und unser Engagement“, die die Einheit der Kirche auf die Einheit der Menschheit und der Schöpfung in ihrer Vielfalt bezieht.

Ein Treffen der Weltchristenheit

Die Vollversammlung ist das höchste Entscheidungsgremium des ÖRK, das die allgemeinen Richtlinien der Arbeit für die kommenden Jahre bestimmt. Aber sie ist sehr viel mehr als das. Entscheidungen für den ÖRK müssen auf die Wirklichkeit der Mitgliedskirchen und der ökonomischen Bewegung insgesamt ausgerichtet sein. Darum ist es wichtig, dass sich an der Vollversammlung auch die Römisch-katholische Kirche sowie Pfingstkirchen und andere, die nicht Mitglied des ÖRK sind, beteiligen, und dass sich die anderen Akteure der ökumenischen Bewegung wie die Kirchengemeinschaften (der Lutherische Weltbund, die Weltgemeinschaft Reformierter Kirchen oder die Anglikanische Gemeinschaft), die kirchlichen Entwicklungsdienste und ihr Dachverband ACT Alliance, die Missionswerke, Jugendorganisationen wie der Christliche Studentenweltbund und andere im Programm der Vollversammlung ihren Platz finden. Mit etwa 750 Delegierten der Mitgliedskirchen und etwa 4000 Teilnehmerinnen aus aller Welt und allen christlichen Traditionen ist die Vollversammlung des ÖRK das umfassendste und repräsentativste Ereignis der Weltchristenheit. Die Diskussionen und Vereinbarungen, die dort getroffen werden, finden ihren Weg in viele Kirchen und kirchliche Organisation in aller Welt.

Der Erzbischof von Canterbury, Justin Welby, berichtete der Synode der Kirche

von England über seine Teilnahme in Busan: „... Wenn ich wirklich ehrlich bin, gestehe ich zu, dass ich überrascht war als jemand, der der Propaganda über die Nutzlosigkeit solcher Ereignisse geglaubt hat; jetzt bin ich betroffen von der Wirklichkeit einer Versammlung der Weltkirche, die der Liebe zu Christus und zueinander Ausdruck zu geben sucht. Ich werde in Zukunft weniger der Propaganda vertrauen. Der ÖRK hat sicherlich Probleme der Einheit und Kohärenz – aber wer hat das nicht, doch <der ÖRK> hält eine ausordentliche Vielfalt zusammen hauptsächlich durch die Liebe für Jesus Christus.“

Das Programm

Sicherlich trugen auch Architektur und Programm der Vollversammlung dazu bei, dass generell Teilnehmer(innen) der Vollversammlung darin übereinstimmen, dass es dem ÖRK gelungen ist, als Plattform nicht nur für seine Mitgliedskirchen und Partnerorganisationen, sondern für die Weltchristenheit und Dialogpartner der Religionen zu fungieren.

Die Vollversammlung hatte ihr Fundament in den täglichen Gottesdiensten und Bibelarbeiten, die inhaltlich mit den täglichen thematischen Plenarsitzungen abgestimmt waren. Die thematischen Plenarsitzungen dienten für die Vielen, die zum ersten Mal an einer Vollversammlung teilnahmen, als grundlegende und lebendige Einführungen zum Thema selbst, dem Kontext Koreas und Asiens und den Arbeitsbereichen Mission, Einheit, Gerechtigkeit und Frieden.

Auf einzelne Arbeitsfelder zugespielt und über vier Tage verteilt, erlaubten ökumenische Gesprächsgruppen die intensivere Auseinandersetzung mit wichtigen aktuellen Problem- und Fragestellungen. Beispiele ermutigender Initiativen wurden in 81 sogenannten Madang Arbeitsgruppen vorge-

stellt. Madang bezeichnet in der koreanischen Sprache den Innenhof zwischen den einzelnen Gebäuden einer traditionellen Hofstelle, womit sie sich der Gemeinschaft des Dorfes und dem Kosmos gegenüber öffnet und wichtige Ereignisse im Leben der Familie und des Dorfes gefeiert werden.



Executive Committee at its last meeting before WCC Assembly at Busan

In diesem Sinn war die Vollversammlung insgesamt ein Madang der ökumenischen Bewegung.

Obwohl für die Vollversammlung wie 2006 in Porto Alegre nur zehn Tage zur Verfügung standen, hatte sich der Vorbereitungsausschuss dazu entschlossen, dass zwei Tage der Vollversammlung für Besuche in Gemeinden, Projekten und Initiativen in Seoul und der Umgebung zur Verfügung standen. Globale Ökumene muss in der lokalen Wirklichkeit verankert sein und erlebt werden. In diesen Tagen lernten die TeilnehmerInnen die Auswirkungen der Teilung des Landes und den Protest gegen Militärbasen der USA, den Konflikt um die Atomindustrie und Nuklearwaffen, die Probleme von Migrant(inn)en in der grossen Hafencity Busan, Initiativen für eine Wirtschaft des Lebens sowie häufig charismatisch geprägte Gottesdienste.

Die Gastfreundschaft, Grosszügigkeit

und Aufmerksamkeit der koreanischen Gastgeber war massgeblich für den Erfolg der Vollversammlung und die grundsätzlich positive Auswertung durch Delegierte und TeilnehmerInnen aus aller Welt.

Die Einladung zum Pilgerweg

Die Einladung zum Pilgerweg der Gerechtigkeit und des Friedens öffnet sich nicht nur zur Beteiligung der Mitgliedskirchen auf nationaler Ebene, sondern will gerade auch Gemeinden und ökumenisch engagierte Gruppen auffordern sich aktiv von unten an dem Pilgerweg zu beteiligen. Zum Pilgerweg gehört eine im Alltagsleben und den gesellschaftlichen Konflikten relevante Spiritualität der Transformation, von der die Missionserklärung spricht.

Dabei ist es keineswegs unwichtig, dass vom Pilgerweg der Gerechtigkeit und des Friedens und nicht für Gerechtigkeit und Frieden die Rede ist. Es geht um unsere Beteiligung an Gottes Handeln für Menschen und Mitwelt, um Gottes eigenen Pilgerweg der Gerechtigkeit und des Friedens in Kreuz und Auferstehung Jesu und jeden Tag neu in der Kraft des Heiligen Geistes. Ist letztendlich das Kommen des Reiches Gottes das Ziel des Pilgerweges, findet er jeden Tag neu sein Ziel, wo Gott in den Marginalisierten und an Ungerechtigkeit und Gewalt Leidenden und dagegen Widerstand Leistenden gegenwärtig ist.

Der Pass des Generalsekretärs des ÖRK, Olav Fykse Tveit, wurde bei der Einreise in eines der mächtigsten Länder genauestens examiniert und von vorne bis hinten durchgeblättert. Dann wurde er gefragt: „Mann, warum fährst Du immer zu den falschen Orten?“ Wo sonst sollen wir in der Nachfolge Christi sein?

Erste Schritte

Ökumenische Gruppen, Gemeinden und

Kirchen, die sich in Deutschland aktiv an der Arbeit zur Klimagerechtigkeit, zur Wirtschaft des Lebens und dem gerechten Frieden beteiligen, werden hoffentlich sich selbst und ihre Partnerbeziehungen in diesen Prozess einbringen und daraus neue Motivation und Energie für ihr Engagement schöpfen. Die Ökumenische Versammlung in Mainz hat gezeigt, dass Wille und Motivation unter den ökumenischen Gruppen dafür stark sind.

Die Botschaft der Versammlung schliesst eine Selbstverpflichtung zur Teilnahme am Pilgerweg ein und artikuliert klar und deutlich Handlungsziele für den Weg.

Martin Robra, geb. 1954 in Celle, verheiratet mit Barbara Robra, 5 Kinder Jan Philipp, Juliane, Michel, Immanuel, Benedict. Arbeitet im Ökumenischen Rat der Kirchen (ÖRK) als Berater des Generalsekretärs.



Martin Robra

Gefördert von der Studienstiftung des Deutschen Volkes, studierte er Theologie, Textlinguistik und Philosophie in Kiel, Münster und Bochum. Er war Pfarrer der Evangelischen Kirche von Westfalen in Bochum und Witten.

Seine Dissertation zur ökumenischen Sozialethik wurde vom ehemaligen Generalsekretärs des ÖRK Konrad Raiser begleitet.

1994 begann er, für den ÖRK zu arbeiten und war zunächst verantwortlich für die Arbeit zu Ethik und Ökologie. Zu seiner Arbeit gehörte die Begleitung des Programms zum Klimawandel und des Ökumenischen Wassernetzwerks.

Er zeichnete ebenfalls verantwortlich für Aktivitäten des ÖRK zur Gentechnologie und Nanotechnologie. Von 2007 - 2012 war er Direktor der Programmeinheit „ÖRK und ökumenische Bewegung im 21. Jahrhundert“ und zeitweise Direktor der Programmeinheit „Einheit und Mission“ sowie Sekretär der Gemeinsamen Arbeitsgruppe für das gemeinsame Studium und den Dialog zwischen dem ÖRK und der römisch-katholischen Kirche.

Er hat Artikel und Bücher in englischer und deutscher Sprache veröffentlicht.

Ökumenische Sozialethik. Kaiser, Gütersloh 1994, ISBN 3-579-00296-1.

Oekumenische Versammlung

Mainz 30.04.–04.05.2014

„Die Zukunft, die wir meinen – Leben statt Zerstörung“

Gerechtigkeit · Frieden · Bewahrung der Schöpfung



„Die Zukunft, die wir meinen – Leben statt Zerstörung“

Der seit Jahrzehnten stattfindende ökumenische Prozess für „Gerechtigkeit, Frieden und Bewahrung der Schöpfung“ findet einen Ausdruck in

einer Reihe Ökumenischer Versammlungen. Durch den jüngsten Aufruf der Vollversammlung des Ökumenischen Rates der Kirchen (ÖRK) in Busan 2013 zu einem auf

sieben Jahre angesetzten „Pilgerweg der Gerechtigkeit und des Friedens“ ermutigt, fanden sich über 500 engagierte Menschen aus Österreich, der Schweiz, Deutschland und anderen Ländern (u.a. Ukraine), darunter viele Expertinnen und Experten, in Mainz vom 30. April bis 04. Mai 2014 zusammen. In vielen Workshops, Vorträgen, Open Space-Phasen und Diskussionsforen beschäftigten wir uns mit den aktuellen Problemen unserer kapitalistische Wirtschafts- und Lebensweise. Mit Papst Franziskus sind wir der Meinung: „Diese Wirtschaft tötet.“ Wir suchen eine „Ökonomie des Lebens“.

Aspekte von Gerechtigkeit heute

Menschen sind noch immer den Zwängen der Ungleichheit und des Hungers ausgesetzt, obwohl genug für alle da ist. Deshalb setzen wir uns ein:

- für eine weltweite solidarische Sicherung der Grundbedürfnisse eines jeden Menschen
- für die Angleichung von Einkommen und Vermögen
- für einen für die heutige und zukünftige Generation gerechten Zugang zu den Ressourcen
- für eine Geldschöpfung in öffentlicher Hand nach demokratisch gefassten Regeln.

Aspekte von Frieden heute

Menschen befinden sich in einer zerstörerischen Spirale der Gewalt, wie sie mit sich und anderen umgehen.

Deshalb setzen wir uns ein:

- für einen sofortigen Stopp von Rüstungsexporten
- für einen Militärausstieg in Schritten
- für die Anerkennung von gewaltfreier Kommunikation und ziviler Konfliktbearbeitung als Lebensmaxime.

Aspekte der Bewahrung der Schöpfung heute

Die Menschen, die sich als „Krone der Schöpfung“ verstanden haben, sind zur Krone der Erschöpfung der Welt geworden. Deshalb setzen wir uns ein:

- für die Abkehr vom Wachstumsdogma
- für das Ende der Ausbeutung der Mitwelt (Natur und Mensch)
- für Anerkennung der ökologischen Vielfalt der Kulturen.

Darum ist eine große, gemeinsame Transformation not-wendig.

Im Folgenden werden die Aspekte noch weiter ausgeführt.

„Niemand kann zwei Herren dienen ... Ihr könnt nicht beiden dienen, Gott und dem Mammon.“ (Mt 6,24)

Wir, als ökumenisch-christliche Basisbewegung, stehen vor einer solchen Entscheidungssituation, die Jesus hier vor 2000 Jahren zum Ausdruck gebracht hat. Die zeitgemäße Übersetzung des aramäischen Wortes Mammon heißt „Kapital“. Der entscheidende Zeitpunkt (Kairos) für eine grundlegende Einsicht zu einem bewussten Handeln ist gekommen. Das aktuelle Zivilisationsmodell steht sozial, ökologisch und ökonomisch grundsätzlich in Frage. Frühe jüdische Propheten, Vertreter anderer Weltreligionen und Jesus von Nazareth traten öffentlich auf – so auch wir, weil Gerechtigkeit, Frieden und Ablassen von der Schöpfungszerstörung Anliegen der Menschen-Gemeinschaft sind.

Vision (via positiva)

Die Ökumene ist ein lebendiger Prozess in der Welt. Sie findet ihren Ausdruck in vielfältigen lokalen, regionalen und internationalen Gruppen. Trotz zunehmender Krisen der letzten 30 Jahre und trotz des

Mantras der Alternativlosigkeit, das uns die regierungsamtliche Politik einreden will, arbeiten wir weiter, ermutigt und gestärkt durch die Kraft Gottes.

Die Vision vom Reich Gottes und die Lebensmaximen von Schalom, Buen Vivir, Sangsaeng, Humanitas und Ubuntu geben uns eine Vorstellung von dem, was wir uns für die Welt wünschen.

Skandal (via negativa)

Häufig fehlt uns die Rückendeckung von den offiziellen Kirchenleitungen. Auf internationaler Ebene wird von Versammlung zu Versammlung die Kritik an der bestehenden Situation vertieft und Alternativvorschläge erarbeitet. Trotz allen Wissens spielen sie aber im Alltag leider nur eine untergeordnete Rolle.

Der aktuellen gemeinsamen Sozialinitiative des Rates der Evangelischen Kirche in Deutschland und der Deutschen Bischofskonferenz widersprechen wir deshalb in ihrer Akzeptanz eines neoliberalen Sozialstaats mit ökologischem Anstrich. Wir sagen: Unser derzeitiges Wohlstandsmodell und unsere Wirtschaftsordnung sind ethisch und ökologisch nicht akzeptabel.

Das ganze Leben wird von einer kapitalistische Anhäufungs- und Wachstumslogik beherrscht, die zur „Staatsreligion“ geworden ist. Diese beherrscht unseren Alltagsverstand. Zwar erkennen viele, dass wir Nutznießer des Systems sind, aber wir lassen uns immer noch benutzen, dieses System bereitwillig oder gedankenlos zu legitimieren.

Wir machen uns dabei eines Verbrechens gegenüber einem Großteil der Menschheit schuldig. Dieses Verbrechen hat viele Gesichter: Ausbeutung und Missbrauch unserer Mitwelt, soziale Gegensätze (wie z.B. einerseits Hungertote, andererseits Lebensmittelvernichtung), Ausgrenzungsmecha-

nismen, Abwehr schutzsuchender Flüchtlinge („Festung Europa“), Rüstungsproduktion und bewaffnete Konflikte auch für wirtschaftliches Wachstum, die mit unserem Steuergeld finanziert werden.

Herausforderung und Wandel (via transformativa)

Was können Kirchen tun?

Wie wichtig eine Bündelung der Alternativen gerade auch im kirchlichen Bereich ist, haben uns diese Tage wieder eindrücklich vor Augen geführt. Der Realität eines „Guten Lebens“ von Wenigen, muss die Realität eines „Guten Zusammenlebens“ aller Menschen entgegengestellt werden.

Dafür sollte die Ökumene die Transformation auf sozialer, ökologischer, ökonomischer und politischer Ebene voranbringen. Wir können dabei auf unsere Fülle an biblischen Überlieferungen, aber auch anderer Philosophien und Religionen zurückgreifen. Das tätige Mitgefühl für die Mitmenschen, die Ehrfurcht vor dem Leben, die Bewahrung und Heilung der Schöpfung, die Gewaltfreiheit, das sind Handlungsansätze für uns, die für eine radikale Veränderung des derzeitigen Zivilisationsmodells sorgen können. Die gestörten Beziehungen zwischen Menschen, zwischen Menschen und Natur, zwischen Vergangenheit und Zukunft, sind nicht durch eine Entwicklung zu überwinden, die die Spaltungen vertieft, sondern im gemeinsamen Schaffen einer weltumspannenden Gesellschaft des „Guten Zusammenlebens“.

Kirchengemeinden können Orte der Transformation werden, Werkstätten für soziale, ökologische und Gewalt überwindende neue Wege. Die Pilger auf dem Lernweg der Gerechtigkeit, des Friedens und der Bewahrung der Schöpfung brauchen diese Orte der Einkehr und des Ausprobierens.

Wir alle sind deshalb zu Aufbauprojekten, die sich am paulinischen Begriff der „oikodome“ inspirieren, aufgerufen, denn jeder Hausbau und Wegabschnitt ist nur gemeinsam zu bewältigen. Wir sind zurzeit auf so einem wichtigen Abschnitt, der via transformativa. Gehen und gestalten wir ihn in der Gesellschaft!

Was kann Zivilgesellschaft tun?

Wir lehnen die derzeitige „marktkonforme Demokratie“ ab, stattdessen wollen wir eine demokratiekonforme Wirtschaftsweise und das Abschaffen jeglicher oligarchischer Strukturen. Wir brauchen Verfassungskonformität der Wirtschaft. In unseren Verfassungen sind Kooperation und Gemeinwohl und nicht Konkurrenz, Ausbeutung und profitorientierte Bereicherung festgeschrieben.

In der solidarischen Ökonomie finden sich die beiden Prinzipien „Kooperation statt Konkurrenz“ und „Sinn statt Gewinn“. Diese, erweitert um die Ideen einer gemeinwohlorientierten Ökonomie, münden in konkreten politischen Forderungen. Die derzeitige private Geldschöpfung muss in die öffentliche Hand mit demokratisch gefassten Regeln übernommen werden. Jeder Kredit soll an seiner Gemeinwohlorientierung überprüft werden; damit koppelt man die Geldmenge an den Fortschritt einer solidarischen, gemeinwohlorientierten Ökonomie. Das biblische Zins-Verbot und die prophetische Anklage von Nahrungsmittelspekulation sind als konkrete Forderungen zu beachten.

Als weitere konkrete Forderung auf dem Weg ist die Befreiung jedes Menschen auf der Welt aus den Zwängen von Hunger, Krankheit und fehlender Entfaltungsmöglichkeit zu nennen.

Daher ist eine solidarische weltweite Grundsicherung umzusetzen. Diese beinhaltet den Zugang zu Nahrungsmittel,

Trinkwasser, Wohnraum, Gesundheitsfürsorge, Bildungseinrichtungen und regionaler Mobilität als Gemeingüter für jeden Menschen. Sie wird durch die Gründung lokaler und regionaler, profitfreier Kooperativen ermöglicht, wie bereits weltweite Beispiele zeigen. Eine solche kann auch die Kirchengemeinde vor Ort sein.

Den Illusionen der kapitalistischen Ökonomie wird damit eine konkrete Alternative entgegengestellt. Diese dezentral verwaltete solidarische Ökonomie kann neben der Ernährungssouveränität auch die Energiesouveränität durch erneuerbare und nachhaltige Energien erreichen. Vor allem im Hinblick auf die CO₂-Reduzierung auf 2 t pro Person pro Jahr und dem 2 Grad-Ziel sind Energiesuffizienz (verantwortungsvoller Verbrauch) und Energiesubsistenz (Selbsterzeugung) wichtig. Daher ist auch eine industrielle Abrüstung vonnöten.

Wir lehnen die aktuell diskutierten transatlantischen Freihandels- und Investitionsabkommen TTIP (EU-USA) und CETA (EU-Kanada) gerade auch vor diesem Hintergrund ab. Sie müssen durch einen breiten und starken zivilgesellschaftlichen Protest und Lobbyarbeit verhindert werden, da sie all die erreichten und noch angestrebten Standards einer Wirtschaft im Dienst des Lebens aushebeln würden. Wir unterstützen daher die zivilgesellschaftlichen Kampagnen, u.a. des Bündnisses „Unfairhandelbar“, die dazu aufrufen, die Europawahl zur Entscheidung gegen das TTIP und CETA zu nutzen. Wir brauchen Strukturen, die faires Handeln wirklich ermöglichen und die sich an ökologischen, sozialen und friedensfördernden Bedingungen messen lassen müssen.

Wir regen an, dass das Ökumenische Netz in Deutschland einlädt zu einer Strategiekonferenz mit den Gewerkschaften, sozialen Bewegungen und allen Initiativen,

die sich für die große Transformation der Gesellschaft einsetzen.

Entschieden widersprechen wir dem militärischen Engagement der Bundesrepublik Deutschland und aller anderen Länder. Aus dem Teilnehmerkreis der Ökumenischen Versammlung wurde eine Idee einer Arbeitsgruppe eingebracht, die sich aus Fachleuten der zivilen Konfliktbearbeitung, des Entwicklungsdienstes, von Organisationen der alternativen Ökonomie und Ökologie und der Friedensbewegung zusammensetzen soll. Aufgabe wäre, ein Konzept für den Militärausstieg – Friedenssicherung und Schutzverantwortung ohne Militär – zu erarbeiten. Dieses wird zur öffentlichen Diskussion gestellt. Die Ächtung der Drohung und Anwendung von militärischer Gewalt in Konflikten ist die Voraussetzung, dass internationale völkerrechtliche Vereinbarungen zum Schutz des Weltklimas und einer fairen Weltwirtschaft endlich zu Stande kommen. Zudem ist es notwendig für die überfällige Beendigung der skandalösen Rüstungsforschung, -produktion und -export.

Die technologische Entwicklung hat einen Stand erreicht, der die umfassende Überwachung ermöglicht. Durch die Enthüllungen bezüglich NSA und anderer Geheimdienste ist bekannt, dass diese Möglichkeiten auch genutzt werden. Wir lehnen jegliche Art der Überwachung ab und fordern den Schutz der Privatsphäre.

Die universale Achtung der Menschenrechte lässt keinen Raum für ihre Einschränkung oder Nichtbeachtung. Menschenrechtsverletzungen müssen benannt, zur Anklage gebracht und bestraft werden, von wem und an wem auch immer sie begangen werden.

Fraglos ist es für das Überleben der Menschheit elementar, dass wir unseren Kindern und Enkeln ermöglichen, dass

sie das, was sie beim Eintritt in diese Welt mitbringen, weiter entfalten können: ihr urwüchsiges Vertrauen, ihre Neugierde auf die Welt, ihre Freude und Kreativität. Der Wandel von Lebenseinstellungen in unserer Kultur, zu der auch das Bildungswesen gehört, vollzieht sich durch die Begegnung auf Augenhöhe, der Gleichwertigkeit der Meinungen und gegenseitiger Wertschätzung. Damit wird den Kindern der Raum geöffnet, Vielfalt stärker als Chance begreifen zu können. So können sie in achtsamem, vertrauens- und liebevollem Umgang miteinander zu Konsenslösungen kommen. Das ist die kulturelle Voraussetzung für friedlichen, Kriege ausschließenden, Umgang miteinander. So leben wir unsere Allverbundenheit in heilsamer Weise. Wir haben uns auf diesen Weg begeben und bitten dabei um die Unterstützung aller gesellschaftlichen Kräfte, die sich für das Überleben der Menschheit engagieren und bieten allen diesen Kräften unsere Unterstützung an.

Was kann die/der Einzelne tun?

Die Frage des „Genug“ ist eine sehr persönlich zu beantwortende Frage. Deswegen haben Teilnehmerinnen und Teilnehmer der Versammlung eine konkrete Selbstverpflichtung verfasst.

Selbstverpflichtung

Hiermit verpflichte ich mich, zu einem persönlichen Aufbruch. Ich will am sieben Jahre langen Pilgerweg der Ökumene zu Gerechtigkeit, Frieden und Bewahrung der Schöpfung teilnehmen.

Ich verpflichte mich daher:

- einen Lebensstil anzustreben, der ein „Gutes Zusammenleben“ aller Menschen ermöglicht
- Gemeingüter wie Wasser, Land und Luft zu schützen
- mir Wissen anzueignen, dieses mit ande-

- ren zu teilen und dadurch Strukturzusammenhänge (wie z.B. der Schere zwischen Arm und Reich und ungleich verteilte Ressourcennutzung) zu erkennen und zu verändern
- zu einer Ökumene des Miteinanders aller Religionen und Weltanschauungen gegen Intoleranz und gruppenbezogene Menschenfeindlichkeit
 - zu größerer Wertschätzung von allen Formen von Arbeit
 - zu einer Willkommenskultur für Schutzsuchende und Flüchtlinge
 - zu einer Überprüfung des eigenen Konsumverhaltens und zum Teilen eigener finanzieller Mittel
 - zu einer Weitergabe der oben genannten ethischen Lebensmaximen in der eigenen Familie und im engsten Umfeld.

Allein schaffen wir das nicht. Wir brauchen einander und wir brauchen den göttlichen Beistand auf unserem Weg der Transformation.

Mit den Worten von Dorothee Sölle können wir beten:

*Nicht du sollst meine probleme lösen
sondern ich deine gott der asylanten*

*nicht du sollst die hungrigen satt machen
sondern ich soll deine kinder behüten
vor dem terror der banken und militärs
nicht du sollst den flüchtligen raum geben
sondern ich soll dich aufnehmen
schlecht versteckter gott der elenden
Du hast mich geträumt gott
wie ich den aufrechten gang übe
und niederknien lerne
schöner als ich jetzt bin
glücklicher als ich mich traue
freier als bei uns erlaubt
Hör nicht auf mich zu träumen gott
ich will nicht aufhören mich zu erinnern
dass ich dein baum bin
gepflanzt an den wasserbüchen
des lebens*

Dorothee Sölle, Ich dein baum, in: Den Rhythmus des Lebens spüren, Freiburg i.Br. 2001, 187.

Diese Ökumenische Versammlung erfordert eine Fortsetzung in 3-4 Jahren zur Überprüfung der eingegangenen Verpflichtungen und Vorhaben.

Mainz, am 4. Mai 2014

Übergeben an den ÖRK zu Händen von Dr. Martin Robra

Lasst Frieden wachsen!*

Von Frank-Matthias Hofmann

Liebe Friedensfreundinnen und Friedensfreunde, wir beginnen wie jedes Jahr unseren diesjährigen Ostermarsch vor einer Kirche. Das hat gute Gründe: Der erste Ostermarsch der Geschichte war vor 2000 Jahren der Gang der Jünger von Jerusalem nach Emmaus. Zwei Jünger ziehen frustriert ihres Wegs nach der Kreuzigung des Friedensfürstes Jesu, dessen Tod wir gestern an Karfreitag gedacht haben. Dann gesellt sich ein Unbekannter zu ihnen. Die Ostermarschierer erkennen erst beim

gemeinsamen Essen, als der Unbekannte das Brot bricht, dass es der Auferstandene Jesus ist. Der, der gesagt hat: „Selig sind, die Frieden schaffen!“ ist nicht tot, er lebt. Und mit ihm lebt die Hoffnung auf Frieden in dieser Welt. Das ist nicht irgendein Friede, sondern Frieden durch Gerechtigkeit: Jesus bricht das Brot. Wie er sollen auch wir heute teilen. Wir sollen, ja müssen an gerechten Lebensverhältnissen für alle Menschen interessiert sein. Nur so dienen wir dem Frieden und nicht dem Krieg. Nur so dienen wir dem Leben und nicht dem Tod.

Ostermarschierer sind Menschen, die an die Auferstehung mitten im Leben glauben. Ostermarschierer sind „Protestleute gegen den Tod“. Ostermarschierer setzen alles daran, dass dem Leben und dem Frieden eine Chance gegeben wird.

Und deshalb sind heute alle willkommen, die bedingungslos für den Frieden eintreten, egal wo sie politisch oder religiös stehen. Ein breites Bündnis für das Leben! Jede und jeder mit eigener Motivation, aber einig im dem Ziel, den Krieg als Mittel der Politik zu ächten.

Wir stehen hier im Jahre 2014, vor 100 Jahren Beginn des Ersten Weltkrieges, der Europa in ein Menschenschlachthaus verwandelt hat. Die Erde war blutdurchtränkt, auch hier in diesem Gebiet, dem heutigen Saarland. Der englische Historiker Christopher Clark hat nachgewiesen: Fast alle Staaten sind wie die „Schlafwandler“ in diesen Krieg gezogen sind. Das Wort „Schlafwandler“ beziehe ich darauf, dass sich viele Staaten überhaupt nicht bewusst gemacht haben, mit welchen Motiven sie den Frieden leichtfertig aufgegeben haben: Gegenseitiges Misstrauen, Feindbilder, nationalistische Überheblichkeit, Expansionspläne, nicht nur der Deutschen, bildeten das Pulverfass. Ein Funken hat genügt, um es zum Explodieren zu bringen.

Wir wissen es alle, oft ist Religion missbraucht worden: Die französischen Soldaten sind in den Krieg gezogen. Auf ihren Koppelschlössern stand „Dieu avec nous“. Und auf der Gegenseite standen die deutschen Soldaten. auf deren Koppelschlössern stand dasselbe, nur auf Deutsch: „Gott mit uns!“. Da war nichts von dem Friedensfürst zu spüren. Im Namen ein- und desselben Gottes hat man aufeinander eingeschlagen, einander getötet. Gottes Name wurde gelästert.

Deswegen spielt das Jahr 1914 eine wichtige Rolle beim diesjährigen Ostermarsch: Der Verlauf schon dieses Ersten Weltkrieges hätte

uns lehren müssen, dass die Wege der Gewalt, der Rache, des Krieges in die Irre führen. Um wie viel mehr dann der Zweite Weltkrieg mit 50 Millionen Toten, darunter 6 Millionen Juden.

Manche sprechen vom Dreißigjährigen Krieg im



Ostermarsch

20. Jahrhundert, weil man beide Kriege 1914–18 und 1939–45 in engem Zusammenhang sehen muss. Die Zeit dazwischen war keine Friedenszeit, sondern „Zwischenkriegszeit“, in der man wieder gegeneinander rüstete und auf Rache sann.

Diese bitteren Erfahrungen der Menschheit auf den Schlachtfeldern zeigen: Jeder angezettelte Krieg ist die Mutter neuer Kriege und gewalttätiger Auseinandersetzungen. So ist gerade kein Frieden zu erreichen.

Deswegen sind wir auch beisammen, weil es den nächsten Krieg, den nächsten Rachefeldzug zu verhindern gilt. Nie wieder Krieg!

Der Friede braucht Zeit, weil der Weg zur Versöhnung langsam ist. Die Langsamen haben die Freundschaft erfunden und die Liebe. Sie stehen damit für das Leben. Die Schnellen planen und führen die Kriege. Sie bringen den Tod und die Vernichtung; sie stehen auf der Seite des Todes.

Hektische Menschen, Politiker, die anderen ein Ultimatum stellen, sind für den Frieden unfähig. Es ist also eine Kehrtwendung zur Langsamkeit, zur Nachdenklichkeit nötig, wenn wir für den Frieden sind.

Ostermarschierer sind Liebhaber des Lebens. Sie stehen für Gerechtigkeit auf, sie gehen für die Versöhnung der Menschen, der Völker,

Religionen und Rassen auf die Straße. Übrigens auch stellvertretend für die vielen, die heute nicht mitgehen, aber mit uns einig sind. Ja, ich gehe soweit und sage: Stellvertretend für unsere ganze Gesellschaft, die vom Grundgesetz her dem friedlichen Miteinander aller Völker verpflichtet ist!

Ostermarschierer sind Menschen, die an das Leben glauben. Sie treten dafür ein, dass dem Leben und dem Frieden eine Chance gegeben wird.

Lasst mich zwei Beispiele nennen: Erstens: Wir haben uns in den vergangenen Jahren hier im Saarland darum bemüht, dem Frieden mehr Stellenwert an den öffentlichen Schulen einzuräumen. Schülerinnen und Schüler sollen sich ihr eigenes Urteil darüber bilden, wie Frieden am besten in Konflikten zu erreichen ist. Wer Verträge mit der Bundeswehr an Schulen abschließt, muss auch dafür eintreten, dass Menschen, die aus der Friedensbewegung, aus kirchlichen Friedensgruppen, kommen, ihre anderen Wege zum Frieden darstellen können. Wer A sagt, muss auch B sagen! Ich bin froh, dass das uns am „Runden Tisch Friedenserziehung“ hier im Saarland gelungen ist und wir erste zarte Pflänzchen der Friedenspädagogik in der saarländische Erde sprießen sehen. Ich wünsche mir: Mehr Friedenserziehung an unseren Schulen, in Jugendgruppen und auch in der Erwachsenenbildung. Lasst uns weiterhin dafür kämpfen, dass diese Pflanze groß und stark wird. Wir dienen damit dem Leben und nicht dem Tod! Nur wer noch daran glaubt, dass der Osterhase die Ostereier versteckt, glaubt auch, dass Kriege zum Frieden führen!

Zweitens: Auch in den zurückliegenden hundert Jahren gab und gibt es in Europa Kriege und weltweit zahllose weitere Kriege, die mit Kriegshetze, Lügen, medialer Desinformation und Manipulation der Bevölkerung, fingierten Kriegsanklässen begannen. Feindbilder wurden zuhauf konstruiert und dienten

der Rechtfertigung von neuen Kriegen. Und Waffen aus Deutschland waren oftmals mit dabei. Deshalb fordere ich: Keine Lieferung von Kampfpanzern und anderen Waffen in Spannungsgebiete! Deutsche Waffen sind von diktatorischen Regimen gegen ihr eigenes Volk eingesetzt worden. Unser Hände in Unschuld waschen, geht dann nicht mehr. Dass Deutschland immer noch einer der weltweit größten Waffenexporteure ist, ist ein Skandal. Abrüstung und nicht Aufrüstung ist das Gebot der Stunde. ENTrüestet euch!

Natürlich weiß auch ich, dass die Beschäftigten in der Rüstungsindustrie, auch hier im Saarland, berechtigterweise Interesse an sicheren Arbeitsplätzen haben. Aber durch Umstellung von Rüstungsproduktion auf zivile Produkte und Konversionsangebote, die programmatisch und finanziell gefördert wird, kann man diese Arbeitsplätze umwandeln und sich das Know how der Mitarbeitenden zunutze machen für sozial und gesellschaftlich wertvolle Güter anstatt von Waffen!

Die die im letzten Jahr aufgeflogene Kooperation mit Rüstungsunternehmen von Seiten staatlicher Hochschulen, etwa über Stiftungsprofessuren, zu beenden sind, sollte ebenfalls klar sein. Forschung und Lehre müssen unabhängig bleiben! Lasst uns forschen, um unheilbare Krankheiten wie Krebs zu besiegen. Lasst uns forschen, um dem Hunger in der Welt zu wehren und wie wir Wasser gerecht verteilen können! Lasst uns forschen, wie die Wende zu nachhaltigen Energieerzeugungsformen gelingt! Forschung und Lehre sollen dem Leben und nicht dem Töten dienen!

Der Einfluss der Rüstungslobby auf Regierungen und nur ihrem Gewissen verpflichtete Abgeordnete muss beendet werden. Eine breite gesellschaftliche Diskussion ist vonnöten. Lasst uns mithelfen, diese Diskussion zu führen!

Auch sollten wir endlich an den EU-Grenzen

aufhören, auf militärische Art Flüchtlinge aus Afrika zu bekämpfen. Es war ein Skandal ersten Ranges, dass Eurosur und die Sattellitenbeobachtung der Meere zunächst nur dazu dienen sollten, Flüchtlinge auf Booten zu orten, aufzubringen und zurückzuschicken, nicht aber vor dem Ertrinken zu retten. Erst nach großen Protesten, auch von Seiten der Kirchen, wurde das geändert. In was für einer verkehrten Welt leben wir denn eigent-



Ostermarsch

lich? Dienen wir dem Tod oder dem Leben? Nicht Flüchtlinge sind zu bekämpfen, sondern Fluchtursachen! Eine andere Wirtschafts-, Handels- und Entwicklungspolitik muss die Grundlagen dafür schaffen, dass die Lebens- und Arbeitsbedingungen der Menschen in den Ländern der südlichen Welthalbkugel verbessert werden, Fluchtursachen wegfallen.

Vom deutschen Boden soll nie wieder Krieg ausgehen. So hat es nach 1945 geheißt. Wer an dieser Staaträson rüttelt, etwa indem er die Sicherung von Rohstoffquellen als politisches Ziel definiert und dies militärisch absichern will, verlässt den Boden des Grundgesetzes. Die Mütter und Väter des Grundgesetzes wussten nach den leidvollen Erfahrungen zweier Weltkriege, warum sie dies so formuliert haben. Lasst uns da nicht gleichgültig werden! Wenn wir anfangen, die Bundeswehr in anderen Ländern intervenieren zu lassen, weil sie den Zugang zu Rohstoffen und Märkten für uns sichern wollen, dann gute Nacht! Und dass unbemannte raketenbestückte Kampfdrohnen von deutschem Boden, nämlich Ramstein aus, gesteuert werden und Tod

und Verderben tausende Kilometer von hier weg bringen, auch das lehnen wir ab.

Deshalb sage ich aus diesen und vielen anderen Gründen: Ostermarschierer sind „Protestleute gegen den Tod“. Ostermarschierer setzen alles daran, dass dem Leben und dem Frieden eine Chance gegeben wird. Lasst Frieden wachsen!

Danke für Eure Aufmerksamkeit!

**Rede zum Saarländischen Ostermarsch am 19. April 2014 in Saarbrücken*

Frank-Matthias Hofmann, geb. 6.2.1959 in Heidelberg, aufgewachsen in Lambrecht/Pfalz, Mitarbeit in der Kinder- und Jugendarbeit in Kirchengemeinde, Dekanat und Landeskirche. Nach Abitur 1978 in Neustadt Studium der Theologie in



Frank-Matthias Hofmann

Bethel, Göttingen, Utrecht, Amsterdam und am Jüdischen Lehrhaus in Hilversum. Nach dem Examen 1985 Gastvikariat in der ref. Gemeinde Nordhorn Nach dem 2. theologischen Examen bei der Ev-ref. Kirche in Leer/Ostfriesland 1989–2006 Gemeindepfarrer der Prot. Kirchen-Gemeinde Rheingönheim, Ludwigshafen, Mitbegründer ihrer Partnerschaft mit Cape Coast/Ghana, 1991–1997 Moderator der Reformierten Konferenz Hessen-Pfalz, Stellvertretender Vorsitzender des Ausschusses Juden und Christen des Reformierten Bundes, 2000 Mitglied im landeskirchlichen Ausschuss Juden und Christen sowie Mitbegründer von Foren Juden und Christen in Kloster Frenswegen und Ludwigshafen. Seit 1.9.2006 ist er Beauftragter der Evangelischen Kirchen für das Saarland. Verheiratet ist er mit Pfarrerin Silke Portheine-Hofmann. Das Ehepaar hat eine achtzehnjährige Tochter und sechzehnjährige Zwillinge.

1914 – Die lange Kontinuität der Geschichte*

Von Detlef Bald

Das Jahr 1914 erinnern wir heute. Woran denken wir? Denken wir an den Anfang des Ersten Weltkrieges oder an den Glanz romantischer Adels- und Monarchienwelten? Denken wir an 1918, an Umbruch, an Revolutionen und Bürgerkrieg, an Freiheit und Frieden? Oder an die politischen Wirren, an Faschismus, den Nationalsozialismus und auch an den Zweiten Weltkrieg, die Kapitulation 1945? Oder gelangen – eine andere dunkle Seite der Geschichte – die Menschen in den Vordergrund: die Millionen Verwundeten, Verletzte, Opfer des Hungers, das Elend der Vertreibung, Flucht, Heimatlosigkeit von Generationen und Völkern? Diese nahezu unermessliche Komplexität des 1914 in Gang gesetzten Geschehens, die grenzenlosen Emotionen und der vertrauensselige Optimismus mit seinen grandiosen Militär- und Machtfantasien, der Einsatz dieser schier unbegrenzt-perfekten Militärtechnik faszinierte die Nation. Denken wir bei 1914 auch an diesen Militarismus? Doch – dieser Juli 1914 fesselt immer wieder gesellschaftliche und politische Interessen. Die Ungeheuerlichkeit dieser historischen Zäsur, in der Aufbruch und Abbruch, ja Abstieg und Fall greifbar dicht bei einander lagen, ergreift die Gemüter auch in unserer Zeit. 1914 erinnern, heißt, ein weites Feld ausmalen. Ein Vortrag aber muss sich beschränken, kann sich nur wenigen, ausgewählten Bereichen dieser europäischen Geschichte annähern.

I. Die kulturgeschichtliche Eruption

Kriegsbegeisterung und die Materialschlach-

ten des Weltkrieges sind bekannt, woher kamen sie? Ohne das, was Kundige schon damals in Deutschland erkannten und was mehr umfaßt, als einfach im Wort Militarismus aufscheint, wäre die Geschichte der Völker Europas anders verlaufen: Es sind die „Ideen von 1914“.¹ Dieser Begriff erfasst eine Vielfalt an Auffassungen, an Strömungen, an Weltanschauungen. Sie trieben die „deutsche Sendung“ voran, wie es Politiker, Adel und Militär sowie Intellektuelle (von Werner Sombart bis Thomas Mann) vertraten. Die „Ideen von 1914“ setzten den Kontrapunkt zu den „Ideen von 1789“ – eine Konfrontation von Freiheit und Individualität, Demokratie und Parlamentarismus gegenüber staatlicher Dominanz, Ein- und Unterordnung in das Nationalganze. Der Weltkrieg als Bewährungsprobe der echten deutschen Kultur gegenüber der Zivilisation des englischen Liberalismus und der französischen Demokratie im Blick auf eine vermeintliche „Kultur der Seele“.² Ordnung, Disziplin, Staatlichkeit sind die wahre Antithese zu der so gedeuteten, zügellosen Freiheit von 1789. Mit missionarischem Eifer wurde dieser „Geisterkampf der Prinzipien“ in nahezu allen Bereichen von Politik und Gesellschaft ausgefochten.³ Doch Gesellschaft trifft es nicht, Gemeinschaft war gemeint: Volksgemeinschaft. Getragen von verbindendem Gefühl, emphatisch, ohne Streit und Unterschied. Volksgemeinschaft wurde dann das Wort der Zukunft. Das Kaiserwort, „Ich kenne keine Parteien mehr, ich kenne nur noch Deutsche“, gibt diesen Klang typisch wider.

Gemeinschaft schuf das Fundament des deutschen Nationalismus, legendengleich und identitätsbildend verwoben mit der Vor-

stellung einer alten „Volks- und Kulturnation“; schillernd paarte sie sich mit dem Mythos, historisch auserwählt zu sein, und mit dem Glanz eines germanischen Sendungsbewusstseins. Hunderte von Kaiserdenkmälern symbolisierten diese „Sammlung“, als „Erfüllung der nationalen Geschichte“ in historisch-mystifizierender Verklärung. Zwar spielte europaweit der Nationalismus eine herausgehobene Rolle, aber in Deutschland gewann im 19. Jahrhundert die Nation obersten Stellenwert in der Werteskala. In einem doppelten Sinne, nach außen: Der „Anspruch auf Höherrangigkeit“ dieser Nation vor den anderen Nationen. Dies galt ebenso auch nach innen: Der „Vorrang des Nationalismus vor allen anderen Wertesystemen“.⁴ In den Jahren vor 1914 erhielt diese Überhöhung in den mächtigen Verbänden der Alldeutschen, des Ostmarkvereines, des Kolonial- oder des Flottenvereines einen geradezu politisch-religiösen Charakter. Hier keimten die Sumpfbüten des pangermanischen Rassismus als „Vollendung“ der Nation. Eine „Deutschtumspolitik“ unterlegte die wilhelminische „Weltpolitik“ mit der subversiven Ausgrenzung der anderen; Aussiedlung der Polen oder Bekämpfung der slawischen Flut wurden gängige Schlagworte. Gleichsam im Alltag vollzog sich, Nation und Rasse synonym zu verwenden.⁵ Der sozialdarwinistische Kampf wurde schließlich auf die Rivalität der Staaten übertragen. Das Mittel der Auslese durch Macht gewann für Deutschland eine geschichtliche Dimension und wies den Weg zur Weltmacht durch Krieg. „Weltmacht oder Niedergang“ wurde an die Fahne geheftet; endlich müsse Schluss sein mit der „Politik des Friedens und des Verzichts“.⁶ So in den Schulen wie an der Generalstabsakademie, deren oberstes Lernziel war: „Im Frieden den Krieg lehren.“⁷ „Krieg“, war danach in den Worten des Generals Friedrich von Bernhardi die Konsequenz, war „nicht nur

eine biologische Notwendigkeit, sondern auch sittliche Forderung und als solche unentbehrlicher Faktor der Kultur“, folglich das „Recht“ und die „Pflicht zum Krieg“.⁸ Auf diese Weise bestärkten sich der politische und der ethnische Nationalismus gegenseitig und radikalisierten die Botschaft: Kampf gegen alte Erbfeinde und andere, minderwertige, Staaten Europas.

Innenpolitisch verlangte dieser völkische Nationalismus wegen seines Zwangs zur einheitlichen Gemeinschaft, andere auszugrenzen. Ein populärer Zeuge, der von Alfred Hugenberg geförderte Heinrich Claß von den Alldeutschen erkannte ebenso wie Bernhardi im Krieg das „läuternde Schicksal“, um Deutschlands Vorrang in Europa zu fordern; aber er setzte noch mehr auf den innenpolitischen Kampf gegen die Gefahren der „Ideen von 1789“. Claß, der Repräsentant des radikalen bürgerlichen Konservatismus, bestand auf: Abschaffung des allgemeinen Wahlrechts, Ausschluss von Frauen aus der Politik, Ablehnung der Parteien und des Parlamentarismus sowie Bekämpfung der Sozialdemokratie, der Polen und der Juden. Sie alle – „Feinde unseres Vaterlandes“ – waren vom sozialen Aufstieg, also von den höheren Berufen, auszuschließen. Der Ruf „Deutschland den Deutschen!“ begeisterte. Zur Abwehr der jüdischen Gefahr sollte deren Einwanderung verboten werden; sie sollten kein Wahlrecht erhalten, der Zugang zu Universitäten, zu Heer und Marine sowieso, untersagt werden. Der „Kaiser als Führer“ habe die Pflicht, diese männlich-machtpolitische Welt umzusetzen.⁹ (Politische Wahrheiten und Notwendigkeiten, Leipzig 1912, passim.)

Der Kaiser, Wilhelm II., musste nicht von seinen Untertanen gedrängt werden, das Pathos rassistischer Doktrinen anzunehmen. Er selbst gab die Parole aus, Deutschlands Sendung sei, „sich überhaupt der Slawen zu erwehren und deutsch zu bleiben.“ Es sei

notwendig, Österreich zu unterstützen, denn ein „Rassenkampf“ stehe bevor: Der Kampf „der Germanen gegen die übermütig gewordenen Slawen. Ein Rassenkampf, der uns nicht erspart bleiben wird; denn es handelt sich um ... die Existenz unseres Vaterlandes.“¹⁰ Solche Phrasen bezeugen die Kriegstümelei. Die führenden Schichten in Deutschland, Adel und Bürgertum, schufen mit diesen „Ideen von 1914“ ein ideologisch hoch emotionalisiertes Milieu. Sie, diese Ideen, zielten auf Macht und Militär; sie intonierten die Melodie für das, was preußisch-deutscher Nationalismus, Militarismus oder Imperialismus genannt wird. Die Katastrophe des Krieges 1914 kam nicht zufällig; sie war keinesfalls, wie es nun wieder revisionistisch tönt, das unbedarft-unglückliche „Schlafwandeln“ einiger Politiker; Christopher Clark und Herfried Münkler, als prominente Vertreter dieses Revisionismus, treffen nicht die Realität des Jahres 1914, weil sie das aktive Streben nach Eroberung der Nachbarländer, wie es besonders Politik und Militär in Berlin und Wien beseelte, glatt polieren und mit einer militärischen Sicherheitspolitik von London bis St. Petersburg gleichsetzen.¹¹

Auch war die Realität des Jahrzehnts zuvor von Kriegen und Unruhen in der Welt geprägt, in die Europäer verwickelt waren: in Ostasien, in China, in West- und Ostafrika, in Marokko, auf dem Balkan. Diese nervöse, unübersichtliche Welt schilderte Bertha von Suttner in ihrem Vortrag anlässlich der Verleihung des Nobelpreises: „Ein furchtbarer Krieg, wie ihn die Weltgeschichte noch nicht gesehen, hat eben im Fernen Osten gewütet ... kurz eine Orgie des Dämons Gewalt; im mittleren und westlichen Europa indessen kaum überstandene Kriegsgefahr, Mißtrauen, Drohungen, Säbelgerassel, Pressehetzen, fieberhaftes Flottenbauen und Rüsten überall; in England, Frankreich und Deutschland ... Festungen werden gebaut; Unterseeboote fabriziert, gan-

ze Strecken unterminiert, kriegstüchtige Luftschiffe probiert, mit einem Eifer, als wäre das demnächstige Losschlagen die sicherste und wichtigste Angelegenheit der Staaten.“¹² War sie zu pessimistisch? Aber wer war realistisch oder utopisch, schaut man auf die Worte von Alfred Nobel, der an Suttner schrieb: „Es ist gut möglich, dass meine Fabriken sogar eher für eine Ende der Kriege sorgen werden als Deine Konferenzen. Denn wenn die Armeen erst in der Lage sein werden, sich in einer Sekunde zu vernichten, dann werden zivilisierte Völker vor einem Krieg zurückschrecken.“

Weitsichtige spürten und erkannten, was in der Luft lag. Extreme Aufrüstung und die Kriegsbereitschaft in allen Staaten Europas bedrohten den Frieden, wie nach der mit allem Pomp inszenierten Marokkokrise 1911 zu spüren war. Das sprach August Bebel vor dem Reichstag an, als er vorhersagte, Berlin würde demnächst den Krieg ausrufen und behaupten: „Wenn wir länger warten, dann sind wir die Schwächeren statt der Stärkere.“ Er folgerte: „Dann kommt die Katastrophe. Alsdann wird in Europa der große Generalmarsch geschlagen, auf den hin sechzehn- bis achtzehn Millionen Männer, die Männerblüte der verschiedenen Nationen, ausgerüstet mit den besten Mordwerkzeugen, gegeneinander als Feinde ins Feld rücken ...“¹³ Die „Ideen von 1914“, keine unverbindlich-theoretischen Ideologien, bildeten in Deutschland das aufgeladene Substrat einer bestimmbar expansionsbereit und militärbeladen adligbürgerlichen Kultur, die – Frieden, Gleichheit und Menschenwürde verächtlich machend – erodierend auf den Krieg zuschritt.

II. Krieg der Katastrophen

Die Julikrise des Jahres 1914 verschränkte mannigfache Bedrohungen und Befürch-

tungen auf dem Kontinent. Rüstungskapazitäten, Kanonen, Landser waren gezählt, Pläne geschmiedet. Die latenten Spannungen entsprachen der sommerlichen Hitze. Kaum fielen die Demonstrationen, zumeist von der Arbeiterschaft getragen, für den Frieden auf. In Berlin und Wien saßen die politisch und militärisch Verantwortlichen.¹⁴ Sie suchten den Beschluß für Eroberungen, nicht die Verteidigung war ihr Ziel. In Etappen kam der Krieg. Er schien die Erlösung. Dies erregte, berauschte, begeisterte; ekstatisch und frenetisch jubelten die Massen; die Parole galt, „im Krieg werde der Mann erst zum Manne“.¹⁵ Soldaten sorgten sich, zu spät zum Siegestriumph an die Front zu kommen: Das gab nach der Julikrise dem Augusterlebnis das historische Format.



Auf dem Weg zur Front

Anlass für die ultimative krisenhafte Zuspitzung war das Attentat serbischer Nationalisten vom 28. Juni 1914 in Sarajewo, dem der österreichische Thronfolger Franz Ferdinand zum Opfer fiel. Nach der späten erpresserischen Note aus Wien am 23. Juli begann der Krieg am 28. Juli mit dem Beschuss von Belgrad durch die österreichisch-ungarische Armee. Daraufhin mobilisierte Moskau seine Armee. Am 1. und 3. August reagierte Berlin, erklärte Russland und Frankreich den Krieg, gefolgt von der Regierung in London einen Tag später, Solidarität mit Frankreich zu zeigen. Noch ging in Berlin alles im Taumel der Begeisterung unter. Doch

an dem Tag sprach in London Außenminister Edward Grey die berühmten Worte: „Jetzt verlöschen die Lichter in ganz Europa.“ Die großen europäischen Staaten ließen ihre Armeen aufmarschieren. Bald sollten Rumänien, Bulgarien, Italien, das Osmanische Reich und die USA hinzukommen. Die „Urkatastrophe des 20. Jahrhunderts“, wie George F. Kennan sie bezeichnete, hatte ihren Lauf genommen.

Den Masterplan des Krieges, um die Nachbarländer zu erobern, hatte in Berlin seit 1892 der Chef des Generalstabs, Alfred von Schlieffen, akkurat, präzise und detailliert fixiert.¹⁶ Der nach ihm benannte Schlieffenplan entsprach der Ratio technizistischer Kalkül moderner Kommunikation und Mobilität. Strategisch präventiv sollte mit einem rasanten deutschen Angriff die französische Armee vernichtet werden. Berühmt ist diese gewaltige Umfangsschlacht – „macht mir den rechten Flügel stark“ – durch das neutrale Luxemburg und Belgien. Dieses Dogma galt radikal. Schlieffen organisierte modellartig den Eroberungskrieg: der Sieg im Westen mit einem „Zweiten Cannae“, einer gigantischen Vernichtung der Franzosen, sollte innerhalb von sechs Wochen mit Hilfe eines ausgeklügelten Fahrplansystems den Transport aller Truppen per Eisenbahn an die Ostfront ermöglichen. Der Feind im Osten würde keine Chancen haben. Die angenommene numerische und militärisch-technische Überlegenheit der Deutschen garantierte in Ost und West den Sieg in Kürze. Es war ein Hasardspiel der Fiktionen, das im Generalstab wie eine Weihefahne hochgehalten wurden. Zweifel waren sakrosankt, tabu. Doch der Plan der „vorgefertigten Siegesrezepte“ funktionierte schon bald nicht mehr, das Ende signalisierte die Marne-Schlacht im Sommer 1914. Vor Paris. Fazit: Kaum hatten die Armeen ihren Zug in den Weltkrieg begonnen, war alle Planung hin-

fällig, Berlin war militärisch und politisch gescheitert, schlimmer noch, völlig hilflos. Man hatte sich eine doppelte, politische und militärische, Fehlkalkulation erlaubt; nämlich die „militärische Fata Morgana“ der Dominanz und die politische Annahme auf englische Neutralität – „eine unglaubliche politische Naivität“.¹⁷ Der Primat des militärischen Denkens hatte in einer absoluten Sackgasse geendet. Es folgte das Wüten des langen, großen Krieges in Europa.

Die Schatten, die sich dunkel auf die nächsten Phasen an der Westfront legten, tauchten die Erinnerungsbilder der Völker an den Krieg blutig-rot: der Stellungskrieg als Ratio der professionellen Ratlosigkeit des Militärs oder: Der Krieg als das zermürbende „Menschenschlachthaus“.¹⁸ Der Schauplatz dieser Massaker läßt sich umschreiben. Millionen von Soldaten lagen sich hinter Sandsäcken und Barrikaden in Schützengraben gegenüber, hinter Stacheldraht und unter Tarnnetzen. Nach dem Trommelfeuer von Haubitzen und Artillerie erfolgten Angriffe in gespenstigen Wellen, wie archaische Krieger, Auge in Auge, mit Bajonett und Kolben. Das Entsetzen war kaum zu überbieten, als die Deutschen erstmals bei Ypern im April 1915 Giftgas einsetzten, ein Zeichen der schieren Verzweiflung der Heeresführung, konzeptionell ratlos, am Ende, wie blockiert, starr.

Doktrinär auf Vernichtung setzend, sollten gigantische Menschen- und Materialschlachten den Sieg bringen. Mancherorts standen Tausende von Kanonen in Dreierreihen auf Kilometerbreite hintereinander, um in einer „Feuerwalze“ ihre todbringende Last hinüberzuschleudern; „Stahlgewitter“ nannte Ernst Jünger dieses mörderische Chaos an Zerstörung und Vernichtung aus der Ferne, um die Erde in Morast und Wüstenei umzupflügen. Versuche, die Starrheit der Fronten aufzulösen, schlugen fehl.¹⁹ Verdun wurde zum Menetekel dieses „guerre à

outrance“, der Ermattungsstrategie, mit der der Chef des Generalstabs Erich von Falkenhayn Frankreich durch die „Blutmühle“ drehen wollte und es durch „Blutabzapfen zur Besinnung“ bringen wollte. Wohl 600.000 Opfer waren innerhalb von fünf Monaten bis Juli 1916 im Kampf um die berüchtigten „Höhen“ von Verdun, also Hügelkuppen, zu beklagen. Oder eine Schlacht an der Somme, als bei einem einwöchigen Trommelfeuer auf jeden Quadratmeter etwa eine Tonne Granaten niederprasselte bei einem Geländegewinn von kaum einigen hundert Metern, aber an englischen, französischen und deutschen Soldaten bis November 1916 mehr als eine Million Opfer zu zählen waren. Verluste und Leiden lassen sich nicht durch solche Daten fixieren, Statistiken übertünchen die Realität der Schrecken.

Dramatisch verhärteten sich die Verhältnisse im Inland, wo die „Heimatfront“ aufgemacht wurde. Rationierung, Lebensmittelkarten konnten den Mangel an Grundnahrungsmitteln nicht beheben; und die Ersatznahrung, die Hungermonate, den Steckrübenwinter, nicht verhindern; Einschmelzen von Eheringen und Kirchenglocken zu Rohstoff retteten nicht die Produktion an Kriegswaffen und Ersatzstoffen. Sozialvereine stellten Kleidung her, besonders Uniformen. General Erich von Ludendorff entwickelte das Modell des totalen Krieges, dem alles Geschehen in Wirtschaft und Gesellschaft unterzuordnen war.²⁰ Schließlich war es kein Zufall, dass die Oberste Heeresleitung die Regierungsgewalt an sich zog und de facto eine Militärdiktatur errichtete.

Diese Verhältnisse sind mitzubedenken, wenn man – eine andere, aber nicht weniger typische Ebene dieses Krieges – einen Blick auf die Kriegsziele der deutschen Politik wirft. Nicht nur in der Euphorie der Erwartung kommender Siege tauchten uferlose Weltmachtphantasien in der Politik auf.²¹ Den of-

fiziellen Startschuß gab der Kriegsbeginn 1914, dem endlose Planspiele folgten, auch nach den beklemmenden Fronterfahrungen. Auch private Denkschriften forderten Expansion und Annexion ganzer Landstriche; sie können hier nur beispielhaft und knapp angesprochen werden. Am 20. Mai 1915 legten die zentralen Wirtschafts- und Bauernverbände ihr Programm vor²². Vollmundig griff man in die Weite der Landkarte: für die Industrie sollte Belgien unter deutsche Kontrolle kommen, Frankreich bis zur Nordseeküste anektiert werden wie auch die Erzregionen im Osten des Landes; die Großagrarier vereinnahmten ihren Lebens- und Produktionsraum: alle russischen Ostseeprovinzen von Polen, dem Baltikum und Oberschlesien hin zur Ukraine. Dieser Plan ging von dezidierter Rassenpolitik, ethnischer Flurbereinigung und radikaler Germanisierungspolitik aus.

Ist noch erwähnenswert, dass die deutschen Kolonien durch ein Groß-Mittelafrika abzurunden waren? Der Kolonialverein mit Millionen Mitgliedern stand da nicht allein. Dieses Projekt der Maßlosigkeit übertraf nur die „Intellektuellen-Eingabe“ von 1.350 Akademikern, vorgelegt ein Monat später vom Theologen Reinhold Seeberg. Darin reklamierte man zwar für Deutschland nicht die „Weltherrschaft“, aber man beanspruchte die „volle, der Größe unserer kulturellen, wirtschaftlichen und kriegerischen Kräfte entsprechende Weltgeltung“.²³ Diese Initiativen aus der Gesellschaft lagen voll auf der Linie der amtlichen Kriegszielprogramme, an denen in Berlin bis Kriegsende festgehalten wurde. Erkennbar sind sie im Frieden von Brest-Litowsk 1917, als Russland zu großräumigen Gebietsabtretungen von der Ostsee bis zur Donau genötigt wurde. Expansionismusfantasien mit einem enormen Horizont- und Realitätsverlust benebelten alle – ein „Krieg der Illusionen“, wie Fritz Fischer die Machtpolitik des Militarismus kennzeichnete.²⁴

III. Die Ideologie der Kriegspredigten

Wie war es möglich, dass all dies Leid von der Bevölkerung und den Soldaten ertragen wurde und doch zugleich spürbar war, wie abgehoben die Führungsschichten aus ihrer eigenen, fernen Welt heraus dachten und handelten? Neben den bislang angesprochenen Elementen der „Ideen von 1914“ ist eine weitere Institution zu nennen, deren Bindekraft und Wirksamkeit besonders zählte. In dem adlig-bürgerlichen Staat war das Militär die eine institutionelle Säule der Monarchie, daneben die zweite Säule, die Kirche; sie und der Monarch, dieses Kirchenregiment, bildeten das System von „Thron und Altar“. Es nahm eine wesentliche, konstitutionelle Rolle im Reich ein und hatte konstitutive Bedeutung für die politisch-normative Sinnvermittlung. Nicht nur in Preußen hatte die Kirche in dem überbordenden Nationalismus des 19. Jahrhunderts eine eigene Entwicklung vollzogen und in der Tradition von Friedrich Schleiermacher eine Art Nationalprotestantismus entwickelt.

Diese kirchenpolitische Dimension hatte die „Ideen von 1914“ voll durchdrungen. Die Kriegspredigten des Ersten Weltkriegs geben beredt Zeugnis von der Verkettung von Religion und Kriegspropaganda, auf evangelischer wie auf katholischer Seite.²⁵ Die „Ideen von 1914“ lassen sich nicht ohne diese Dimension der religiösen Zuversicht verstehen, bewirkte sie doch eine geschlossene und verbrieft Haltung ohne vernünftigen Widerspruch gegen die Politik.²⁶ Den Ton gab der Berliner Hofprediger Ernst von Dryander am 4. August 1914 an mit der biblischen Botschaft: „Ist Gott für uns, wer mag wider uns sein?“ Wie ein „plötzlicher Gewittersturm“ habe eine „unheilschwangere Kriegswolke“ den Himmel verdunkelt. „In geradezu unerhörtem Frevelmut ist uns ein Krieg aufgezwungen, für den die denkende Vernunft

vergeblich nach den zureichenden Gründen fragt.“ Unermüdlich habe der Kaiser versucht, dieses Schicksal zu wenden. „Es war vergeblich!“ Diese Passage bildete nur den Auftakt der religiösen Überhöhung. Der kommende Krieg wurde als Bußgang gedeutet, das Opfer der Soldaten wurde in die Nähe mit dem Martyrium in der Nachfolge Christi gerückt und mit seinem Kreuzestod verglichen – kulminierend in den Ruf: „Mit Gott für Kaiser und Reich!“ Klar sprach er aus: „Und in der Gewissheit, dass... Gott allein uns den Sieg“ verbürge.²⁷

Im Gedächtnis der Zeit hatte der Aufruf Kaiser Wilhelms II. an sein Volk am 4. August 1914 einen besonderen Stellenwert gehabt. So nachdrücklich die Worte gewählt waren, so dokumentieren gerade sie die symbiotische Nähe von Theologie und Thron. Kein geringerer als Adolf von Harnack, der an der Jahrtausendwende seine berühmte Vorlesung über „Das Wesen des Christentums“ gehalten hatte, entwarf diesen historischen Einigungsaufruf des Kaisers zum Kriegsbeginn: „Um Sein oder Nichtsein unseres Vaterlandes handelt es sich; um deutsche Macht, deutsche Stärke, deutsche Kultur! Deutsche Art, deutsche Treue und deutsche Bildung wollen wir festhalten bis zum letzten Atemzug. Aber auch jeden Fußbreit deutschen Landes in Ost und West wollen wir behaupten ...“.²⁸ Wenige Tage danach unterzeichnete er zusammen mit 92 Professoren und Künstlern das „Manifest der 93“, ein Aufruf „An die Kulturwelt“, eine Huldigung an die Sendung der Deutschen und ein Bekenntnis zur expansiven Kriegspolitik.²⁹

Nur wenige Theologen gingen hierzu in Distanz. Einer, der sich gegen solche Kriegsrhetorik einer Rechtfertigung der Angriffe äußerte, war Karl Barth. Er erkannte darin den persönlichen Anstoß zu seiner kritischen Reformtheologie. Er notierte: „Irre geworden an ihrem Ethos, bemerkte ich, dass ich auch

ihrer Ethik und Dogmatik, ihrer Bibelauslegung und Geschichtsdarstellung nicht mehr werde folgen können.“³⁰ Auch von katholischer Seite fand die Kritik an der religiös unterlegten Propaganda manche Vertreter. Einer, der später zu den Mentoren der Weißen Rose zählte, war Theodor Haecker. Berühmt für seine Satire und Polemik gab er diese Äußerung: „... und die Beamten würden Christus, wenn er heute wiederkäme, zwar auch nicht eine Dornenkrone aufsetzen, aber sie würden den Rat geben, ihm die Pickelhaube aufzusetzen.“³¹ Trotz solcher christlich motivierten Einzelstimmen der beißenden Ablehnung der Kriegsrhetorik blieben die Kirchen verwobener Teil der Kriegsgesellschaft und essentielles Glied der „Ideen von 1914“ war. Nur: die Wirkungsmacht der Kriegspredigten hatte mit der Kapitulation 1918 längst nicht ihr Ende gefunden.

In der internationalen Zuordnung waren die anderen die Kriegstreiber, sie wurden geschmäht: Ihr Angriff auf Deutschland wurde das Beispiel „verbrecherischen politischen Wahnsinns und satanischer politischer Frivolität“; demgegenüber war die „deutsche Nation die Repräsentantin sittlichen Ernstes“ in der Überzeugung: „Was wir jetzt beginnen und tun, in Gott ist es begonnen, mit Gott wird es getan.“³² Deutlicher und konkret wurde Anklage wegen „Blutschuld“ gegen England, das „perfide Albion“, erhoben: „Um schnöder Habsucht willen“ habe es den Krieg heraufbeschworen und Verrat betrieben. „England trifft der Fluch, wenn jetzt die schwarze und braune und gelbe Rasse im Verein mit allen Atheisten“ das Schauspiel des europäischen Krieges sähen; vom „asiatisch-barbarischen Russland“ habe man nichts anderes erwartet.³³ Soweit knapp Hinweise auf die ideologisierte Propaganda. Die pauschale Zuordnung nach gut und böse wurde natürlich auch in den anderen Staaten gepflegt.

In platter Weise zog das überhöhte Augusterlebnis der bejubelten militärischen Heldentaten in die kaum erfassbaren Abertausende von Kriegspredigten hinein. In dieser Welt nationalistisch-religiöser Schwärmerei tauchte immer häufiger die Formel von den „deutschen Christen“ auf, wie für Otto Dibelius 1918 die deutsche Nation ein „ewig heiliges Gut“ war. Daher: „Nicht Verzicht und Verständigung, sondern Ausnutzung unserer Macht bis zum Äußersten, das ist die Forderung des Christentums, seine Friedensforderung an uns deutsche Christen.“ Dibelius verkörperte idealtypisch die Zwei-Reiche-Lehre; er trieb die religiöse Sinnstiftung für das rechte deutsche politische Handeln so weit, darin die „Offenbarung des lebendigen Gottes“ erkennen zu wollen, sodass das Kaiserreich aus dem Krieg in vollendeter „Heilsgeschichte“ schließlich siegreich hervorgehen werde.³⁴ Die alte Ordnung des Obrigkeitsstaates schien am Ende noch einmal mit aller Vehemenz beschworen, als am 27. Oktober 1918 der Hof- und Domprediger Bruno Doehring Wilsons Forderungen nach Thronverzicht des Kaisers als „satanisches Ansinnen“ verwarf und bekannte: „Das Königtum in Preußen ist uns Evangelischen tausendmal mehr als eine politische Frage, es ist uns eine Glaubensfrage.“³⁵ Die Ära der Monarchie neigte sich bereits ihrem Ende zu, aber der Untergang dieser Ideen war damit nicht verbunden.

IV. 1914 – einige Folgen

Die führenden Herrschaftseliten des Deutschen Reichs hatten ihre Zuversicht, dieser Krieg sei in wenigen Wochen vorbei, ehe noch das Laub von den Bäumen fiele, wie der Kaiser den abrückenden Truppen nachrief, in kürzester Zeit aufgeben müssen. Gleichwohl wagten nur wenige, das Berliner Debakel offen anzusprechen. Rosa Luxemburg er-

kannte bald schon die Hilflosigkeit der Politik: „Die Regie ist aus.“ Ebenso handle das Militär kopflos, an der Front würde „die Massenschlächtere“ zum „Tagesgeschäft“ der Armeen.³⁶ So oder ähnlich war von wenigen im Frieden gewarnt worden; nicht nur August Bebel oder Bertha von Suttner; diese „vaterlandslosen“ Gesellen, hatten die Feuerzeichen an die Wand gemalt. Doch sie standen in prominenter Tradition. Der Vater des Schlieffenplans, der greise Feldmarschall Helmuth von Moltke, hatte am 14. Mai 1890 in seiner letzten Rede im Reichstag gemahnt: „Wenn dieser Krieg zum Ausbruch kommt, so ist seine Dauer und sein Ende nicht abzusehen. Es sind die größten Mächte Europas gerüstet wie nie zuvor, gegeneinander in den Kampf zu treten.“ Dann prophetisch: „Es kann ein Siebenjähriger, es kann ein Dreißigjähriger Krieg werden, und wehe dem, der Europa in Brand steckt, der zuerst die Lunte in das Pulverfaß schleudert. Dieser Krieg wird nicht durch einzelne Schlachten entschieden, sondern er wird von den Völkern bis zum Weißbluten geführt werden.“ Der Krieg zeigte das elendige „Weißbluten“ – einer Generation, unzählbarer Millionen Tote.

Politikgeschichtlich war 1914 revolutionär, eine neue internationale Ordnung der Staaten entstand. So wie der deutsche Militarismus mit seinen Kriegszielen grenzenlos, ganz imperialen Fantasien einer Weltmacht verpflichtet war und seine „Grenzen jenseits des Horizonts“ der Realität fand, wie es Eric Hobsbawm bezeichnete,³⁷ so wurden die materiellen Potentiale und menschlichen Ressourcen aller Nationen überstrapaziert.³⁸ Statt des Aufstiegs kam der Fall. Auch England, das die Deutschen aus Rivalität niederhalten wollte, musste alle Kapazitäten mobilisieren, um – dann nur mit Hilfe der USA – erst einmal bestehen zu können. Das eurozentrische Streben nach einer kontinentalen und kolonialen Vormachtstellung ruinierte Sieger

und Besiegte, wie der finanzielle Bankrott Frankreichs, Englands und Deutschlands zeigte. Dieser Weltkrieg besiegelte den „Untergang des alten Europa“ – die „Urkatastrophe“ des Jahrhunderts.³⁹ Die USA traten als eigentlicher Sieger hervor. Mit den Washingtoner Verträgen 1922 sicherten sie die Zukunft ihrer ökonomischen globalen Vorherrschaft ab. Anstelle territorial beherrschter Kolonien setzten sie auf exklusive Handelsprivilegien im Atlantik und Pazifik sowie eine überlegene Flottenausrüstung bei Dezimierung der übrigen Flotten.

Wandel kennzeichnete die Lage. Dahin waren die machtpolitischen und nationalen Ambitionen des Deutschen Reiches und von Österreich-Ungarn, das Zarenreich war ebenso zerbröselte wie das Osmanische Reich. Sicher gab es schon lange zuvor Anzeichen, wie marode, aufgebläht hohl diese Systeme absolutistisch-konstitutioneller Herrschaft waren. Ihr Zusammenbruch brachte der internationalen Politik eine ungeheure Manövriermasse an Territorien. In Europa: Von der Baltischen See, Polen, Deutschland, Frankreich, Österreich über Tschechien, die Ukraine, Moldawien, Rumänien, Bulgarien, die jugoslawischen Staaten, Italien, Albanien und Griechenland. Grenzverschiebungen überall, Gebietsabtretung oder -gewinn, nach Machtkalkül, für einen „cordon sanitaire“ gegen die revolutionäre Sowjetunion oder nach einer ethnisch-linguistischen Ratio. Die Landkarte Europas wurde neu gezeichnet. London und Paris gelang der Zugriff nach kolonialer Art auch in Nordafrika, bei der sich konstituierenden Türkei, in Palästina und auf der arabischen Halbinsel bis nach Afghanistan. Die Gebiete wurden alle am grünen Tisch arrendiert; Einflusszonen entstanden, Regime wurden errichtet. Diese internationale Ordnung realisierte Interessen; europäische Machtlogik suchte keine friedensstiftende Legitimität, aber organisierte die Instabilität der Grenzen

und Völker der Zukunft. Die Wunden auf dem europäischen Kontinent konnten nicht heilen, weil die Kapitulation zwar das Kriegsende markierte, aber der Frieden keine hoffnungssichernde Zukunft eröffnete. Das Deutsche Reich erlebte nach 1918 einen politischen Zusammenbruch ungeahnten Ausmaßes. Das System föderaler Monarchien hatte auf sein Ende zugesteuert, als es schon seit langem seine politische Unfähigkeit demonstrierte. Aber die Eliten hielten daran fest, sich abzuschotten und gemäß der alten Ideologie die Mehrheit, die Parteien und die Demokratie, die verachteten Liberalen, die Linken, die Juden, die Sozialdemokratie auszugrenzen.⁴⁰ Die Spaltung bestand weiter, ganz unabhängig davon, wer in Weimar die Regierung bildete. Die Klassengesellschaft setzte weiterhin das Maß. Die Arbeiterschaft blieb ebenso verdächtig wie adlige Offiziere, die an der Front neben dem gemeinen Landser im Graben gelegen hatten. Aufweichen der sozialen Abgrenzungen durfte nicht sein. Das alte Reich ging mit solchen antiquierten Werten in Revolution und Aufruhr unter.

Die Legende vom „Dolchstoß“ in den Rücken rettete vorerst die adlig-bürgerliche Herrschaftselite in Wirtschaft, Militär und Kirche. Die Gemengelage eines verletzten Stolzes legte den schwankenden Grund für Nationalismus und Militarismus, nun erst recht Parteien, Republik und Demokratie zu diffamieren. Das Sehnen nach der heilen Welt von 1914 inkorporierte die Restauration in das System von Weimar. Deutschland war nach innen und außen nicht saturiert, der befürchtete „Dreißigjährige Krieg“ mochte kommen.

Eine „Stunde Null“ der Besinnung und der Entfaltung einer Friedensordnung gab es 1918 nicht. Deutschland kam „über die jüngste Vergangenheit mit sich nicht ins reine“; daher war die Wahl von Paul von Hindenburg, dem Generalfeldmarschall des

Krieges, zum Weimarer Reichspräsidenten so ein Symbol des Fortbestehens der „alten, unbesiegt Herrlichkeit“. ⁴¹ Die „Ideen von 1914“ wirkten verheerend fort, rechtfertigten plebiszitäre Gewalt und Bruch der Verfassung; sie richteten 1933 die Kontinuitätslinie, verschrieben ihre Reputation einer nationalistischen Ermächtigung und flossen hinein in die reaktionäre, braune Revolution der gleichgeschalteten Massen Volksgemeinschaft. ⁴² Die Saat der alten rassistischen Ideologie ging mit ihrem völkischen Wahn und ihrer grenzenlosen Annexionswut des Militarismus im großdeutschen Reich des Nationalsozialismus auf. ⁴³ Die „Ideen von 1914“, fortwirkend und neues Unheil schaffend, waren ein großes Unglück für Mitteleuropa, bis sie 1945 in der Kapitulation ihre bestimmende Tradition verloren.

Erst nachdem die Ideen von Recht und Freiheit, von der Würde des Einzelnen und der parlamentarischen Demokratie in Deutschland ein halbes Jahrhundert nach 1914 Raum fanden, hatten Militarismus und Nationalismus – jene verderblich Gemengelage aus Maßlosigkeit und Werteverlust – ihre vorherrschende Macht verloren. Das gab Chancen und öffnete Wege für eine Kultur des Friedens.

1 *Berühmter Titel des Staatsrechtlers Rudolf Kjellén: Die Ideen von 1914. Eine weltgeschichtliche Perspektive, Leipzig 1915.*

2 *Hermann Lübbe: Politische Philosophie in Deutschland. Studien zu ihrer Geschichte, Basel 1963, S. 178.*

3 *Hans Maier: Gesammelte Schriften, Bd. V. Die Deutschen und ihre Geschichte, München 2010, S. 239.*

4 *Hans-Ulrich Wehler: Deutsche Gesellschaftsgeschichte, Bd. III. Von der „Deutschen Doppelrevolution“ bis zum Beginn des Ersten Weltkrieges 1849-1914, München 1995, S. 942.*

5 *Vgl. die Analyse von Hans Günter Zmarzik:*

Der Sozialdarwinismus in Deutschland als geschichtliches Problem, in: Vierteljahreshefte für Zeitgeschichte, 1963, S. 246 ff.

- 6 *Diese Politik galt auch für Schulen und Universitäten, vgl. Wolfgang Keim, Ulrich Schwerdt (Hg.): Handbuch der Reformpädagogik in Deutschland (1890–1933), Frankfurt/. 2013, S. 135 ff.*
- 7 *Vgl. die Belege bei Detlef Bald u.a. (Hg.): Tradition und Reform im militärischen Bildungswesen. Eine Dokumentation 1810–1985, Baden-Baden 1985.*
- 8 *Friedrich von Bernhardt: Deutschland und der nächste Krieg, Stuttgart 1912, S. 12 f, 34.*
- 9 *Heinrich Claß (Pseudonym Daniel Frymann): Wenn ich der Kaiser wär.*
- 10 *Besprechung mit Albert Ballin (Hapag) am 8. Dez. 1912, in: Der Kaiser ... Aufzeichnungen des Chefs des Marinekabinetts Admiral Georg Alexander von Müller über die Ära Wilhelms II., Göttingen 1965, S. 124 f.*
- 11 *Diese Seite des deutschen Willens zu Expansionen durch Krieg vernachlässigen Christopher Clark: Die Schlafwandler. Wie Europa in den Ersten Weltkrieg zog, München 2013 und Herfried Münkler: Der große Krieg. Die Welt 1914–1918, Berlin 2013.*
- 12 *Am 18. April 1906, in: Bertha von Suttner: Memoiren, hrsg. von Lieselotte v. Reinken, Bremen 1965, S. 518.*
- 13 *August Bebel am 9. Nov. 1911: Stenographische Berichte, Deutscher Reichstag, Bd. 268, S. 7730 C.*
- 14 *Das militärisch-diplomatische Aufheizen der Situation zeigt Manfred Rauchensteiner: Der Erste Weltkrieg und das Ende der Habsburger Monarchie 1914–1918, Wien 2013; ebenso: Annika Mombauer: Die Julikrise. Europas Weg in den Ersten Weltkrieg, München 2013.*
- 15 *Wolfgang Wette: Militarismus in Deutschland. Geschichte einer kriegerischen Kultur, Darmstadt 2008, S. 103.*
- 16 *Vgl. Gerhard Ritter: Der Schlieffenplan. München 1956.*

- 17 Wehler: *Gesellschaftsgeschichte*, Bd. 3, S. 1118.
- 18 Wilhelm Lamszus: *Das Menschenschlachthaus*, Hamburg 1912 sowie Johann von Bloch: *Der Krieg. Der zukünftige Krieg in seiner technischen, volkswirtschaftlichen und politischen Bedeutung*, 6 Bde., Berlin 1899.
- 19 Vgl. Olaf Jessen: *Verdun 1916. Urschlacht des Jahrhunderts*, München 1914.
- 20 Vgl. die spätere Publikation von Erich von Ludendorff: *Der totale Krieg*, München 1935.
- 21 Beispielhaft Peter Winzen: *Reichskanzler Bernhard von Bülow. Mit Weltmachtphantasien in den Ersten Weltkrieg*, Regensburg 2013.
- 22 *Petition in: Ursachen und Folgen. Vom deutschen Zusammenbruch 1918 und 1945 bis zur staatlichen Neuordnung Deutschlands in der Gegenwart*, hrsg. von Herbert Michaelis, Ernst Schraepler, Berlin 1958, Bd. I, S. 351ff.; vgl. Heinrich August Winkler: *Deutsche Geschichte vom Ende des Alten Reiches bis zum Untergang der Weimarer Republik*, Bonn 2000, S. 341 ff.
- 23 Präsentiert am 20. Juni 1915, dazu Günter Brakelmann: *Protestantische Kriegstheologie im Ersten Weltkrieg. Reinhold Seeberg als Theologe des deutschen Imperialismus*, Bielefeld 1974.
- 24 Fritz Fischer: *Krieg der Illusionen. Die deutsche Politik 1911-14*, Düsseldorf 1969.
- 25 Vgl. Wilhelm Pressel: *Die Kriegspredigt 1914-1918 in der evangelischen Kirche Deutschlands*, Göttingen 1967; Heinrich Missalla: *„Gott mit uns“: Die deutsche katholische Kriegspredigt 1914–1918*, München 1968; Gert Krumeich, H. Lehmann: *„Gott mit uns“: Nation, Religion und Gewalt im 19. und frühen 20. Jahrhundert*, Göttingen 2000.
- 26 Ein religiös-militaristischer Vertreter bei Jörg Seiler (Hg.): *Matthias Laros 1882-1965. Kirchenreform im Geiste Newmans*, Regensburg 2009 (darin Jakob Knab über die Kriegsschriften von Laros, S. 61 ff.).
- 27 *Predigt am 4. Aug. 1914*, Ernst von Dryander: *Erinnerungen aus meinem Leben*, Bielefeld 1922, S. 276.
- 28 Zitiert in Karl Hammer: *Adolf von Harnack und der Erste Weltkrieg*, in: *ZEE*, 1972, H. 16, S. 88.
- 29 Unterzeichner waren u.a. Friedrich Naumann, Reinhold Seeberg, Sebastian Merkle, Rudolf Eucken, Wilhelm Röntgen, Max Planck, Gerhart Hauptmann, Max Reinhardt; vgl. Jürgen u. Wolfgang Ungern-Sternberg: *Der Aufruf „An die Kulturwelt“. Das Manifest der 93 im Ersten Weltkrieg*, Stuttgart 1996.
- 30 Karl Barth: *Evangelische Theologie im 19. Jahrhundert*, in: *Theologische Studien*, 1957, H. 49, S. 6.
- 31 Theodor Haecker: *Satire und Polemik*, 1922, S. 176.
- 32 Hammer: *Kriegstheologie*, S. 226.
- 33 Hammer: *Kriegstheologie*, S. 211 f.
- 34 Zitiert in Hans-Ulrich Wehler: *Deutsche Gesellschaftsgeschichte 1914–1949*, Bd. IV, *Vom Beginn des Ersten Weltkrieges bis zur Gründung der beiden deutschen Staaten*, München 2003, S. 24 f.; zu Dibelius vgl. Sibylle Biermann-Rau: *An Luthers Geburtstag brannten die Synagogen. Eine Anfrage*, Stuttgart 2012, S. 65 ff.
- 35 *Predigt am 27. Okt. 1918*, in: Pressel: *Kriegspredigt*, S. 308 f.
- 36 Rosa Luxemburg: *Die Krise der Sozialdemokratie (1915)*, in: *Ausgewählte Reden und Schriften*, Bd. 1, Berlin 1955, S. 258.
- 37 Eric Hobsbawm: *Das Zeitalter der Extreme. Weltgeschichte des 20. Jahrhunderts*, München 1995, S. 47.
- 38 Vgl. Volker Berghahn: *Der Erste Weltkrieg*, München 5. Aufl. 2014.
- 39 Adam Hochschild: *„Der Große Krieg“. Der Untergang des alten Europa im Ersten Weltkrieg*, Stuttgart 2013.
- 40 Exemplarisch dazu Antonia Leugers (Hg.): *Zwischen Revolutionsschock und Schuldebattte. Münchner Katholizismus und Prote-*

stantismus im 20. Jahrhundert, Saarbrücken 2013.

- 41 Golo Mann: *Deutsche Geschichte des neunzehnten und zwanzigsten Jahrhunderts*, München 1960, S. 638 f.
- 42 Vgl. Jörn Leonhard: *Die Büchse der Pandora. Geschichte des Ersten Weltkrieges*, München 1914.
- 43 Vgl. Domenico Losurdo: *Das 20. Jahrhundert begreifen*, Köln 2013.

**Für die freundliche Erlaubnis zum Druck danken wir Forum Politikunterricht, herausgegeben vom Landesverband Bayern der Deutschen Vereinigung für politische Bildung e.V. Der Beitrag war dort in Heft 1/2014, S. 4–18 erschienen unter dem Titel: „1914 erinnern – Zu einer langen Kontinuität der Geschichte“.*

*Detlef Bald, *1. Mai 1941 in Plettenberg, verheiratet, ein Sohn, drei Enkelkinder, hat eine Münchener Adresse, aber eigentlich wohnt er im Chiemgau seit über vierzig Jahren; er liebt die Berge. Er ist ein deutscher Militär- und Zeithistoriker. Von 1971 bis 1996 war er wissenschaftlicher Direktor am Sozialwissenschaftlichen Institut der Bundeswehr in München. Seit 1996*

ist er als freiberuflicher Publizist schwerpunktmäßig im Bereich der Friedensforschung tätig. 1999 wurde sein Lehrauftrag an der Universität der Bundeswehr nicht verlängert nach Kritik an der Führung der Bundeswehr.

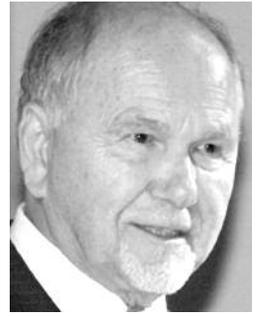
Er ist Mitglied des Förderkreises des pazifistischen Arbeitskreises Darmstädter Signal und Mitarbeiter an der Evangelischen Akademie Tutzing. Eine ausführliche Darstellung der vita im Internet bei wikipedia. Aus der Reihe der Publikationen erwähnen wir hier:

Die Bundeswehr. Eine kritische Geschichte 1955–2005, München 2005

Politik der Verantwortung. Das Beispiel Helmut Schmidt. Der Primat des Politischen über das Militärische 1965–1975, Berlin 2008

Die Weiße Rose. Von der Front in den Widerstand, Berlin 2. erw. Aufl. 2009

(Hg.): Wider die Kriegsmaschinerie. Motive des Widerstandes der Weißen Rose, Essen 2010



Dr. Detlef Bald

Ein Vater Unser und ein Kaddisch zum Gedenken an einen christlich-jüdischen und israelisch-deutschen Brückenbauer:

Zum 15. Todestag von Schalom Ben-Chorin

Von Jens-Eberhard Jahn

Gerechtigkeit bedarf keiner Vorleistungen. Mehr noch: Sie ist nur dann wirkliche Gerechtigkeit, wenn sie bedingungslos jedem zuteil wird. Dies ist sowohl jüdische als auch christliche Ethik:

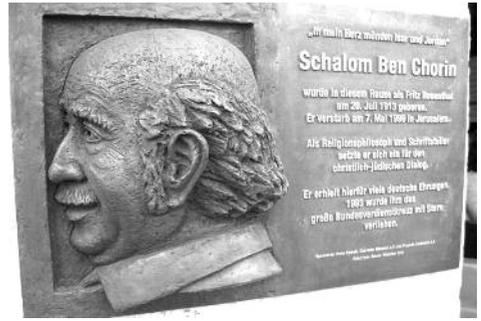
„Die Wohltätigkeit, die ich dem Bedürftigen erweise, ist ein Akt der Gerechtigkeit, denn sie steht dem Empfänger zu. Die Zedaka

wird im rabbinischen Schrifttum ganz im Sinne der Bergpredigt behandelt. Sie wiegt alle Gebote auf (Berachoth 10a), sie geht über alle Opfer (Berachoth 57b), doch erst die Liebe verleiht ihr den vollen Wert (Sukka 49b); wer aber das Gute aus Eigennutz übt, für den wäre es besser, er wäre nicht geboren (Sukka 49b).“ (Ben-Chorin, Schalom. 1977. Bruder Jesus. Der Nazarener in jüdischer Sicht. München, 66)

Die Liebe verleiht der Gerechtigkeit den vollen Wert und ist daher gleichermaßen Voraussetzung für Frieden zwischen den Menschen und zwischen ihnen und der Schöpfung. Glaube und Liebe sind ein Gegenprogramm zur Angst, zur ängstlich gepredigten „Alternativlosigkeit“, zur Angst die allzu oft von religiösen Institutionen zur Macht missbraucht wurde. Am Ende des Kabbalat Schabbat, des Sabbat-Gottesdienstes am Freitagabend, erklingt in vielen Synagogen das „Adon olam“, ein Gesang, der mit den Worten „ich fürchte mich nicht“ schließt.

„In aller Einfachheit möchte ich hier sagen, daß echter Glaube sich an der Angst erweist. Glaube, der – auf die Dauer eines Menschenlebens – die Angst zu bannen vermag, durch das Vertrauen in Gott, ist echter Glaube. Er kann in den verschiedensten Glaubensgemeinschaften erblühen. Falscher Glaube ist ein Haften an bestimmten dogmatischen Lehrsätzen, die den Menschen nicht zu prägen, zu härten, zu stählen vermögen. Es kommt also mehr auf das Wie des Glaubens an als auf das Was des Glaubens. Dieselbe dogmatische Haltung kann echter oder falscher Glaube sein. [...] Die Liebe, die hier mit Vertrauen und Glauben in eins gesetzt werden kann, überwindet die Angst, verbannt sie aus der Existenz des Bewährten, macht sie (wenigstens zeitweilig) zunichte.“ (Ben-Chorin, Schalom. 1986. Was ist der Mensch? Anthropologie des Judentums. Tübingen)

Die Überwindung der Angst aber ist wiederum Voraussetzung für Freiheit und von Angst geschnürte Liebe vermag auch Gerechtigkeit und Frieden nicht zu vollbringen. „Frieden, Sohn der Freiheit“ nannte sich Fritz Rosenthal, nachdem er 1935 22jährig nach Palästina ausgewandert war. 1913 in München geboren, hatte er dort Germanistik und Religionswissenschaften studiert. Er erkannte die Zeichen der Unzeit, verließ



Gedenktafel Geburtshaus Schalom Ben Chorin in München, Zweibrückenstr. 8

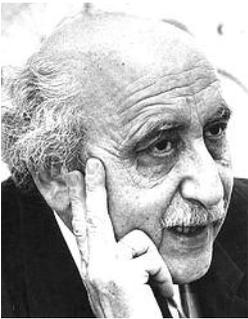
Deutschland und Europa, zog nach Jerusalem und nahm dort, wie unter zionistischen Einwanderinnen und Einwanderern üblich, seinen hebräischen Namen an. Dieser Name sollte ihm Programm für sein weiteres Leben sein. Unermüdlich setzte er sich für Frieden und Versöhnung ein, mit Entschlossenheit, Wertschätzung und Empathie und ohne jeden Dogmatismus.

35 Jahre lang arbeitete er als Journalist. Währenddessen und später verfasste er zahlreiche Bücher über das Judentum, über Israel, vor allem aber über jüdisch-christliche Gemeinsamkeiten und die jeweilige Sicht auf Tradition und Leitfiguren der jeweils anderen Religion. Er gründete 1958 die erste jüdische Reformgemeinde im ansonsten säkular oder orthodox geprägten und geteilten Israel in Jerusalem (Har El Gemeinde), wo er nunmehr lebte. 1961 war er Mitgründer der Arbeitsgemeinschaft Juden und Christen beim Deutschen Evangelischen Kirchentag. 1970 bis 1987 war er Dozent und Gastprofessor in Jerusalem, Tübingen und München. Als sich 1975 der Verband deutschsprachiger Schriftsteller Israels (VdSI) zusammenschloss, gehörte er dem fünfzehnköpfigen Gründungskomitee an.

Für seine theologischen und schriftstellerischen Verdienste erhielt er viele Ehrungen, u.a. den Leo-Baeck-Preis (1959), das Bundes-

verdienstkreuz 1. Klasse (1969), die Buber-Rosenzweig-Medaille (1982), viele andere mehr und dazu Ehrendokortitel der Universitäten München und Bonn.

Als Brückenbauer und Autor lebt er weiter in seinem Werk. In Fleisch und Blut lebt er weiter in seinem 1936 in Jerusalem geborenen Sohn Tovia, zurzeit als liberaler Rabbiner der Synagoge in der Berliner Pestalozzistraße. Es ist die einzige Synagoge in Deutschland, die sich konsequent musikalisch der Sakralmusik Louis Lewandowskis widmet und auf diese Weise durch die Schoah nahezu



Schalom Ben-Chorin

ausgelöschte liberale deutsch-jüdische Traditionen des 19. Jahrhunderts in unsere Zeit weiterträgt. Als Linkszionist steht Tovia Ben-Chorin wie sein Vater den Ideen des religiösen Sozialismus nahe.

Der Bund der Religiösen Sozialistinnen und Sozialisten Deutschlands möchte in diesen Monaten an Schalom Ben-Chorin alias Fritz Rosenthal erinnern. Seit seinem Briefwechsel mit Leonhard

Ragaz 1938-1945 war er ein Wegbereiter des jüdisch-christlichen Dialogs. Vor 15 Jahren, am 7. Mai 1999 starb er 85-jährig in Jerusalem. Am 20. Juli diesen Jahres wäre er 101 Jahre alt geworden. Ein Vater Unser und ein Kadisch für diesen großen Versöhner!

Jens-Eberhard Jahn, geb. 1967 in Berlin, ist Historiker, Sprach- und Literaturwissenschaftler. Zahlreiche Forschungen und Publikationen zu Sprache und Ethnizität, Sprachkontakt und Sprachsoziologie vor allem an der nördlichen



Jens-Eberhard Jahn

Adria; 1990–2002 freiberuflicher Dozent in der Erwachsenenbildung; ab 2002 intensive Beschäftigung mit Gesellschaftspolitik; Vorträge und Publikationen zum Bedingungslosen Grundeinkommen; ab 2005 wissenschaftlicher Mitarbeiter von Landtags- und Bundestagsabgeordneten der Partei DIE LINKE; thematische Schwerpunkte: Agrarpolitik, ländliche Räume, Tierschutz, Bedingungsloses Grundeinkommen, Postwachstumsökonomie; vielfältige publizistische Tätigkeiten. J.-E. hat drei Kinder und lebt in Leipzig.

Lieber nicht anecken!

Zur Sozialinitiative der Kirchen

Von Franz Segbers

Endlich ist es da: Das neue Wirtschafts- und Sozialwort mit dem Titel „Gemeinsame Verantwortung für eine gerechte Gesellschaft“. Auf dem Ökumenischen Kirchentag in München 2010 hatte ein ökumenisches Netzwerk mit über 10.000 Unterschriften die Forderung nach einem

Sozialwort bekräftigt. Vier Jahre später ist daraus eine „Initiative für eine Diskussion über eine Erneuerung unserer Wirtschafts- und Sozialordnung“ der beiden Großkirchen geworden. Es ist ein Wort der Kirchen, genauer der Kirchenleitungen. Denn anders als beim Sozialwort aus dem Jahr 1997 ließ man sich nicht in einem breiten Diskussionsprozess beraten.

Kritik an der Finanzkrise

„Die Finanzmarktkrise der Jahre 2007-2009 war die Folge menschlichen Versagens auf ganz unterschiedlichen Ebenen“, heißt es in dem Papier. „Zu Recht ist die Maßlosigkeit und eine zum Teil bis ins Kriminelle gesteigerte Selbstherrlichkeit und Gier mancher Finanzmarktakteure kritisiert worden.“

Wirtschaftliche Aktivitäten seien kein Selbstzweck, Gewinnmaximierung um jeden Preis sei moralisch inakzeptabel, deshalb müsse der Finanzmarkt strikten internationalen Kontrollen unterliegen, fordern die Kirchen.

Die Kirchen dringen auf einen nachhaltigen Umbau der Wirtschaft und Gesellschaft und nehmen dafür Deutschland und Europa als Vorreiter für eine internationale Politik in die Pflicht.

„Unser gegenwärtiges Wohlstandsmodell ist aufgrund der Grenzen der Belastbarkeit des Planeten nicht weltweit verallgemeinerbar.“ Klar analysieren die Kirchen die Finanzkrise, deren Folgen und Auswirkungen und fordern, dass die Verantwortlichen auch zur Rechenschaft gezogen werden müssen. Doch das sagen mittlerweile alle.

Die Kirchen schreiben in ihrem Papier, man wolle nicht Politik treiben, aber „Politik möglich machen“. Doch die Politik, die man möglich machen will, ist die Politik der Großen Koalition. Nichts wird in den zehn Thesen wird gesagt, was nicht auch die Große Regierungskoalition in Berlin schon auf ihrer Agenda hat: Die Absenkung des Rentenniveaus sei zwangsläufig und die Anhebung des Renteneintrittalters mit 67 Jahren auch. „Anpassungsmaßnahmen“, also weitere Einschnitte seien unvermeidlich. Doch die Abkopplung der Renten von der allgemeinen Wohlstandsentwicklung wird nicht erwähnt. Bildung wird zum Schlüssel zur Armutsbekämpfung

erklärt. Doch wenn die Existenzsichernden Arbeitsplätze fehlen, nutzt die beste Bildung nichts. Kein Wort zu einem menschenwürdigen armutsfesten Existenzminimum – stattdessen ist Fordern und Fördern wie bei Hartz IV angesagt. Die Kirchen haben auch keinen Blick für die besondere Lage von Frauen: Sie sehen nicht, dass Frauen immer mehr in Teilzeitarbeit gedrängt werden, in Minijobs sind – mit fatalen Folgen für die soziale Absicherung bei den Renten.

Welche Soziale Marktwirtschaft?

Bei allem haben die Kirchen ein ungebrochenes Vertrauen in die Soziale Marktwirtschaft. Sie müsse nur ordnungspolitisch zu einer Ökologisch-Sozialen Marktwirtschaft erweitert werden. Im Sozialwort 1997 hatten die Kirchen noch mit Müller-Armack eine „bewusst sozial gesteuerte Marktwirtschaft“ gefordert. Nur sie könne der christlichen Ethik gemäß sein. Doch jetzt sagen sie: eine gestaltete soziale Marktwirtschaft, das ist Markt plus Sozialstaat. Der Staat hat den Rahmen zu ordnen und die Wirtschaft der Wirtschaft überlassen. Der Staat soll nicht den Wirtschaftsprozess selber ordnen, intervenieren oder gar steuern. Für die unsozialen Ergebnisse ist dann ein Sozialstaat zuständig nötig. Eine solche Soziale Marktwirtschaft wie in Deutschland empfehlen sie als Modell für Europa, ja die ganze Welt. Doch wie erklärte es sich, dass dieses Deutschland mit der Sozialen Marktwirtschaft den größten Niedriglohnssektor nach den USA hat? In keinem anderen Land Europas ist die Kluft zwischen Arm und Reich so groß wie in Deutschland. Die eigentliche Frage ist doch: Wann verdient eine Marktwirtschaft die Bezeichnung „sozial“?

Mit Bezug auf die christliche Ethik wünscht man sich eine Wirtschaft, deren

Ziel es sei, „die menschliche Entwicklung insgesamt zu befördern, Armut zu beseitigen, reale Freiheiten der Menschen zu vergrößern und so das Gemeinwohl weiter zu entwickeln“. Auch die Finanzmärkte sollen wieder eine „dienende Rolle“ einnehmen. Kapital soll der Realwirtschaft und damit den Lebensmöglichkeiten aller Menschen dienen. Diese Anforderung ist wirtschaftsethisch richtig. Doch wer diese Anforderung formuliert, der muss auch eine Antwort auf die Frage geben: Kann der Kapitalismus das überhaupt? Ist nicht die Ausbeutung des Menschen das Wesen des Kapitalismus? Ist nicht Mehrung des Kapitals als Selbstzweck die innere Dynamik des Kapitalismus? Wer den Maßstab formuliert, sollte ihn auch anlegen.

Es gab wohl ein Gezerre innerhalb der Redaktionsgruppe. Immer wieder schimmert er durch. Auf der einen Seite steht ein sozial aufgeschlossener Protestantismus und auf der anderen Seite eine konservative Auslegung der Katholischen Soziallehre, wie sie unter Leitung von Professor Peter Schallenberg betrieben wird. Er ist Berater des Bundes Katholischer Unternehmer. Die katholische Seite hat die evangelische „ausgebremst“ und das Papier wirtschaftsfreundlich gemacht.

Alles in allem: Die beiden Großkirchen halten es mit den wirtschaftlich und politisch Mächtigen. Sie blicken nicht mit den Augen der Benachteiligten und Schwachen auf die Verhältnisse in unserem Land. Vor allem aber wagen sie keine klare Richtungsansage, in der die ethischen und strukturellen Grundlagen einer lebensdienlichen und zukunftsfähigen Ökonomie genannt würden.

Ein Schlag ins Gesicht der Ökumene

Ganz anders die Ökumene: Die Weltversammlung des Ökumenischen Rates der

Kirchen hatte im Herbst letzten Jahres in Busan mit den Stimmen der EKD-Delegierten die Erklärung „Ökonomie des Lebens“ verabschiedet. „Unsere ganze derzeitige globale Realität“ – so heißt es in der Erklärung – „ist so voll von Tod und Zerstörung, dass wir keine nennenswerte Zukunft haben werden, wenn das vorherrschende Entwicklungsmodell nicht radikal umgewandelt wird und Gerechtigkeit und Nachhaltigkeit zur treibenden Kraft für die Wirtschaft, die Gesellschaft und die Erde werden.“ Wenige Tage später trat Papst Franziskus mit seinem Schreiben „Freude des Evangeliums“ an die Öffentlichkeit. Darin setzte er ein klares Nein zu einer Wirtschaft der Ausschließung und zur neuen Vergötterung des Geldes. Einig waren sich die Delegierten in Busan wie auch der Papst darin, dass die Ursachen der wachsenden Ungleichheit und Ungerechtigkeit im Wirtschaftssystem liegen. Wenn man die Worte des Papstes und die Erklärung der Ökumenischen Vollversammlung in Busan vergleicht, dann sieht man: Es gibt eine große Ökumene, die einen radikalen Wandel des Lebens- und Wirtschaftsstils einfordert. So kann es nicht weitergehen mit der Zerstörung und Ausbeutung der Schöpfung. Hätten die Kirchen daran ein Beispiel genommen, dann hätten sie eine spannende Diskussion in Deutschland angeregt.

Jetzt, wo der Neoliberalismus nun im Süden Europas ein Exempel statuiert, hätten die Kirchen in Deutschland von den Erfahrungen der Kirchen im Süden lernen können. Denn was Europa in den 80er und 90er Jahren des letzten Jahrhunderts mit dem Strukturanpassungsprogramm dem Süden angetan hatte, kommt nun auf Europa zurück. Die Troika verhängte über die Länder in Südeuropa die gleiche Politik wie zuvor dem globalen Süden. Doch genau hier zeigt sich der tiefe Riss zwischen

den deutschen Kirchen im Zentrum des Finanzkapitalismus einerseits und der weltweiten Ökumene andererseits, die Opfer dieses Finanzkapitalismus sind. Der Papst kritisiert den Finanzkapitalismus mit Anleihen an Marx als einen „Fetischismus des Geldes“, der eine „Diktatur einer Wirtschaft ohne Gesicht und ohne ein wirklich menschliches Ziel“ hervorgebracht habe, „die einseitig und unerbittlich ihre Gesetze und ihre Regeln aufzwingt.“ Angesichts dieser „Diktatur der Wirtschaft“ wagt Bundeskanzlerin Angela Merkel nur noch eine „marktkonforme Demokratie“. Dann aber reicht die bloße Beschwörung einer erneuerten ökologisch-sozialen Marktwirtschaft bei weitem nicht.

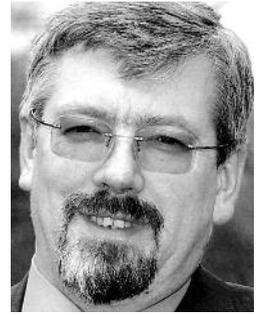
Die Sozialinitiative der Kirchen in Deutschland ist ein Schlag ins Gesicht der Ökumene. Unerklärlich, wie eine evangelische Kirche, deren Delegierten in Busan waren, ein solches Papier verabschieden kann. Und es ist auch eine Ohrfeige für Papst Franziskus, der sagt: „Nein zu einer Wirtschaft der Ausschließung. Diese Wirtschaft tötet.“

Es gibt eine Plattform der Kirchen, die zum Mitdiskutieren einlädt: <http://www.sozialinitiative-kirchen.de>.

Prof. Dr. Franz Segbers, alt-katholischer Pfarrer, geb. 8.8.

1949 in Gelsenkirchen. 1969–1976: Studium der katholischen Theologie und der Sozialwissenschaften an der Universität Münster/Westfalen. 1978–1985: Mitarbeiter in

der Arbeitsstelle für Betriebsseelsorge in Frankfurt-Höchst im Bistum Limburg. 1985: Promotion in Sozialethik an der Universität Würzburg. 1986–1988: Pfarrvikar in der alt-katholischen Gemeinde Heidelberg. 1988–2002: Dozent für Theologie und Sozialethik an der Evangelischen Sozialakademie Friedewald. 1999: Habilitation in Evangelischer Sozialethik über die „Hausordnung der Tora. Biblische Impulse für eine theologische Wirtschaftsethik“ (3. Aufl 2002). 1999: Berufung zum Privatdozenten für Evangelische Sozialethik an der Philipps-Universität Marburg. Ab 2002: Referent für Ethik im Diakonischen Werk in Hessen und Nassau. 2004: Berufung zum außerplanmäßigen Professor für Sozialethik, Universität Marburg. Veröffentlichungen insbesondere zu Themen der Arbeits- und Wirtschaftsethik.



Franz Segbers

Ottilie von Gersen, die Ehefrau Thomas Müntzers – Teil II

Von Friedrich Winterhager

Ottilie von Gersen war dann in der Nähe der Vogtei Dorla nicht untätig. Denn dort hat sie ungefähr am 3. Januar 1525 den gesungenen lateinischen Vespertagottesdienst der Klosterkirche in Mülverstedt (St. Martin), westlich von Langensalza, zusammen mit anderen Frauen bewusst ge-

stört. Mülverstedt liegt etwas südöstlich der Vogtei Dorla. Sie begingen „unlustige Handlungen“ im Gegensatz zur altgläubigen „christlichen Ordnung“.¹ Der Prior und der Konvent (Wilhelmiterorden), ein Bettelorden, konnten das lateinische Stundengebet nicht zu Ende singen². Es waren also Störungen von Seiten der Frauen.

Das meldeten die beiden Herren von Hopf-

garten, die örtlichen Feudalherren, am 5. Januar mündlich dem Amtmann in Salza, Sittich von Berlepsch³. Der Amtmann berichtete es am 9. Januar schriftlich an Herzog Georg von Sachsen in Dresden. Die Nachkommen der Stifter durften ja auf den Vollzug der heiligen Handlungen vertrauen⁴. Dass Otilie damals hier den „Aufruhr“⁵ schürte, ist freilich etwas zu politisch gedacht.

Sie ist nun mit den anderen Frauen festgenommen worden und kam dann in die Hand eines Bürgen, sozusagen kam sie also auf Kautio frei. Später wurde vom Herzog Georg (Dresden, den 17. Januar) angeordnet, für alle beteiligten Frauen eine Strafe festzusetzen; und er befahl, des Allstetters Frau (Otilie) separat in Haft zu nehmen, sofern sie zum Gerichtstermin erscheine. Sie solle wohl verwahrt werden, und weiterer Bescheid sei dann abzuwarten. Die Bürgschaft bleibe davon unberührt. Wenn sie nicht erscheine, solle er ihr im Geheimen nachtrachten, ob sie denn ins Gefängnis gebracht werden möchte⁶.



KbB. St. Goldschmidt vom Jahre 1862. Kampf gegen das Papsttum, Kampf gegen das Mönchtum und Erhebung der Bauern.

Kampf gegen Papsttum, Mönchtum, Erhebung der Bauern

seine Kautio, oder die Sache wurde einvernehmlich geregelt.

Als Müntzer Mitte Februar 1525 von seiner langen süddeutschen Reise nach Mühlhausen

in Thüringen zurückkehrte, nahm er bald mit Frau und Kind als Pfarrer eine Wohnung in der bisherigen Deutschherren-Kommende⁷ an der Marienkirche in der Oberstadt. Er hat selbst wohl einmal polemisch oder selbstironisch gesagt, dass Geistliche gern Ruhe und gutes Gemach haben wollten⁸. Dort wohnten sie von Mitte Februar bis zum Mai 1525.

Als Müntzer im April und Mai 1525 im Eichsfeldzug auch in den Klöstern Messgewänder und Überkleider, so genannte Kaseln, in die Hand bekam, ließ er davon offenbar seiner Frau Kleider, Jacken und Koller (Schulterkragen) herstellen. So berichtet es jedenfalls ein zeitgenössischer anti-müntzerischer Dialog, der von Johann Agricola verfasst wurde⁹. Ob das denn zutraf und überhaupt durchführbar war, ist auch bezweifelt worden¹⁰. Es war aber in den Einflussbereichen der Wiedertäufer (Taufgesinnten) später auch üblich, mit den kultischen Ornaten so zu verfahren. Im revolutionär geprägten Mühlhausen wurden im Frühjahr 1525 immerhin Messgewänder und Glocken auf dem Markt zum Kauf angeboten.

Während des Eichsfeldzuges bestellten die Aufständischen den Pfarrer von Dingelstädt, Johannes Koch, zu sich nach Orsla (Niedersorschel). Müntzer und Pfeiffer legten ihm dann nahe, dass er seine Magd nun heiraten und fortan evangelisch predigen solle¹¹.

Während und nach der Niederlage bei Frankenhausen (15. 5. 1525), als ihr Mann nach Heldringen gebracht wurde, befand sich Otilie von Gersen in Mühlhausen. Das ist belegt durch eine seiner Aussagen von Gefangenen, in der es um seine eingegangenen Briefe ging.

Eine aitiologisch bedingte, im 19. Jahrhundert aufgezeichnete, Sage berichtet, dass die Frauen damals in einem Waldstück nahe am Schlachtberg bei Frankenhausen standen und die Niederlage ihrer Männer mit lautem

Wehklagen beobachteten¹². Aber Ottilie Müntzer kann da eigentlich nicht dabei gewesen sein.

Sie war damals erneut schwanger. Die Stadt ergab sich am 25. Mai 1525 den Fürsten auf Gnade und Ungnade und wurde dann durch Sühne-Vertrag unter Schutz und Bewachung gestellt. Im ersten Jahr hatte Herzog Georg v. Sachsen die neue turnusmäßige Schutzherrschaft. Die Stadt Mühlhausen wurde dann mit Fahndungslisten durchkämmt. Es fanden zunächst nur einige Hinrichtungen statt. Man achtete auch auf „alias publicatos“, auf Personen also, die anderen Orts ausgeschrieben waren¹³. Die Möbel der Geflüchteten wurden nun öffentlich verkauft.

Müntzer bat in zwei Schriftstücken¹⁴ am 17. Mai 1525 für seine Frau; es war der Mittwoch nach Cantate.

Er wies in einem dritten Schriftstück vom 16. Mai vorher darauf hin, dass seine Frau in Mühlhausen noch Briefe verwahrt. Wir wissen nicht genau, ob die Schriftstücke der Gefangenzeit Müntzers eigene Gedanken wiedergeben, da er in Heldrungen mit Daumenschrauben gefoltert wurde. Alle drei Texte stammen aus der Festung Heldrungen bei Artern.



Abb. 64. Zwei Bauern aus dem Bauernkrieg. „Alter Koenig (König) Klotz (Klotz) Bauer in Bauern Krieg. 1525.“ Die Boden von Hans Sebald Beham im Jahre 1544.

Zwei Bauern aus dem Bauernkrieg

In seinem angeblich freiwilligen sog. Widerruf (17. Mai) bittet er, man möge seinem Weibe und Kinde alle seine Habe, auch seine Bücher und Kleider, herausgeben (ausfolgen).¹⁵ Wir wissen nicht, ob dieses Schriftstück authentisch ist. Es mag früh fabriziert worden sein¹⁶ oder ihm suggeriert worden sein oder auf Hör- und Interpretationsfehlern beruhen.

Es ist auch erst viel später (1842 durch J. K. Seidemann) publiziert worden.

In seinem Brief an die christliche Gemeinde und den Rat zu Mühlhausen, wahrscheinlich auf Diktat niedergeschrieben von Christoph Laue am 17. Mai, bittet



Abb. 63. Titelblatt der zwölf Artikel der Bauern. Nach dem Exemplar der König. Hof- und Staatsbibliothek zu München.

Zwölf Artikel der Bauern

er zweimal, sie möchten seiner Frau mit Rat und Hilfe bestehen.¹⁷ Man möge sein Schicksal an seiner Frau und dem Kind entgelten. Man möchte ihr seine Güter, nämlich Bücher und Kleider aushändigen.

In manchen verbürgten Handschriften (Abschriften) steht: „die Güter, die ich gehabt“; in anderen steht: „die Güter, die sie gehabt“.

In seinem sog. Bekenntnis (Verhör) vom 16. Mai sagt er, dass seine Frau in Mühlhausen einen Briefsack¹⁸ verwahre mit Briefen¹⁹, z. B. von Oekolampad und Hugwald aus Basel. Das sind offenbar die hundert Briefe, die Herzog Georg von Sachsen bei ihr beschlagnahmen ließ²⁰ und die er nach Dresden brachte. Georg v. Sachsen gab aber auch die Müntzer-Briefe, die man bei ihm selbst fand, an den Landgrafen von Hessen weiter²¹.

Aber ein Brief aus der Schweiz ist nicht dabei. Es gibt auch Stimmen, die besagen, dass das Briefkonvolut der Ottilie Müntzer verloren ging. Jedenfalls gibt es diese betreffenden Briefe aus Basel oder Südwestdeutschland nicht mehr.²²

Es gab ja auch noch Müntzers Briefe-Sack, den er in Frankenhausen bei sich hatte. Wir

haben noch über 100 Briefe von und an Müntzer vorliegend.

Ein jüngerer Zeitgenosse, der Luther-Biograph Johannes Mathesius berichtete, Müntzer habe zuletzt für „seine Verführte“²³ gebeten. Aber Müntzer bat hier für seine Ehefrau, mit der er seit gut zwei Jahren verheiratet war und die seine ideellen Grundüberzeugungen teilte. In einer Zwickauer Chronik, die wir oben sahen, heißt es ja, dass er sie in die rechtmäßige Ehe geführt habe; diese Ausdrucksweise entspricht einer römischen Rechtsformel (in matrimonium ducere; legitima).

Gewiss ist im Abendland jede Eheschließung von jeher auf Konsens begründet (solus consensus facit nuptias²⁴).

Wenn in allen drei Heldrungen Dokumenten nun Otilie erwähnt wurde, so ist an eine alttestamentliche Mahnung, gerichtet an reifere Männer, bei dem Propheten Maleachi zu erinnern. Sie lautet in der Lutherbibel: „Darum [...] verachte keiner das Weib seiner Jugend.“²⁵ W. Zimmermann dachte in seinem Bauernkriegswerk (2. Aufl. 1856) in diesem Zusammenhang an diesen Bibelspruch²⁶.

Im Alten Testament gibt es auch eine Bestimmung, die besagt: Wenn Männer in Streit geraten, so dürfen sie dabei eine schwangere Frau und ihre Leibesfrucht nicht schädigen. Gemeint ist eine Schädigung durch eher unbeabsichtigte Rempelen; es ist eigentlich nicht sexuell gemeint. Luther und Müntzer werden diese Norm²⁷ gut gekannt haben.

Thomas Müntzer ist am 27. Mai 1525 bei Mühlhausen hingerichtet worden²⁸. Wir wissen nicht, ob er vorher Otilie noch sprechen konnte.

Otilie hatte sich dann im Mai 1525 in das Lager der siegreichen Fürsten in Görmar bei Mühlhausen zu begeben. Dieses Lager bestand eigentlich nur vom 25. bis zum 30. Mai 1525, dann zogen die Fürsten (außer Herzog Georg) von dannen. Dort, oder je-

denfalls „zu Mühlhausen“, bestellte sie dann einer der so genannten großen Hansen zu sich ein. Er machte ihr nun ein unanständiges Angebot, indem er vor ihr, der Schwangeren, despektierlich niederkniete und ihr den Vollzug des Beischlafs anbot²⁹. Das berichtete Martin Luther tadelnd im Juli 1525. Diese Entgleisung galt nun auch unter den obwaltenden Umständen als nicht ritterlich und rechtswidrig. Luthers Eingehen auf das Schicksal Otilies beruht teilweise auch darauf, dass die Familien Luthers und Müntzers miteinander verschwägert waren.

Im Juni 1525 trat sie in der Gaststätte „Zum Schwan“ in Mühlhausen vor dem Hofstaat des Herzogs Georg von Sachsen-Meißen auf und trug ihr Anliegen vor, mit dem Ziel der Herausgabe ihrer Habe. Ihn selbst hat sie offenbar nicht anreden können.

Am 21. Juni 1525 ordnete nun der Rat der Stadt Mühlhausen an, dass alle verheirateten Priester, Mönche und Nonnen die Stadt zu verlassen hätten sowie auch alle Priester, Mönche und Nonnen, die Müntzer und den Ewigen Rat unterstützt hatten³⁰. So verließ dann auch Otilie die Stadt Mühlhausen. Der Rat der Stadt sollte damals auf Wunsch des Schutzherrn für 1525/26, des Herzogs Georg, den alten Ritus wieder einführen.

Es war nun so, dass einer der Hauptleute der in Mühlhausen verweilenden Kriegsknechte, Erasmus von Waren, mit ihr verwandt war und sie damals, im Juni, ein Stück weit unterstützte. Sie hatte damals, wie ihr Mann ja bekannt hatte, einen Teil der Briefe von und an Müntzer in Mühlhausen in Verwahrung.

Am Sonnabend, dem 19. August 1525, wandte sich Otilie in Mühlhausen dann brieflich an Herzog Georg von Sachsen. Sie ließ nämlich ein Schreiben von dem Gerichtsschreiber Johannes Helmolt, der am Mühlhauser Reichsschultheißengericht tätig war, formulieren und ausfertigen und unterschrieb

ihn selbst mit „Othilia von Gersen“³¹. In der Empfänger-Kanzlei stand dann „Munczers weyb [...]“³² auf der betreffenden Akte.

Sie erinnerte nun in ihrer Eingabe daran, dass sie kürzlich vor dem Fürsten in der Mühlhäuser Gaststätte, „Zum Schwan“³³ aufgetreten sei und um Herausgabe ihrer Sachen (Geräte) gebeten habe, und zwar durch Ernst von Schönburg, den Rat des Herzogs. Das sei aber dann nicht erfolgt, so schrieb sie. Sie sei dann für vier Wochen nach Nordhausen gegangen und habe sich dort unauffällig aufgehalten und sei dann wieder aus großer Not in Richtung auf Mühlhausen gegangen und habe durch ihren Verwandten, den oben schon erwähnten Erasmus von Waren, den ehrbaren Rat der Stadt um ihr Eigentum ansuchen lassen. Der Stadtrat habe dann tröstend gesagt, sie solle kommen, und ihr Eigentum werde ihr auch wieder zukommen. Dann sei sie „mit großer Beschwerde“ [schwanger³⁴] nach Mühlhausen gekommen. Es sei aber nichts erfolgt. Wieso, wisse sie nicht. So habe sich dann nach Erfurt gewandt, um sich eine Zeitlang bei guten Freunden dort aufzuhalten. Aus großer Not sei sie dann nach Mühlhausen gezogen, um vom Rat ihre Sachen einzufordern. Das habe aber keinen Erfolg gehabt, und sie habe nun darüber ihre Mittel verzehrt. Sie bat dann, der Herzog möge angesichts ihrer Armut an den Rat der Stadt Mühlhausen schreiben, dass sie ihre Sachen wiedererhalten solle, damit sie zu ihren Bekannten und Verwandten („zu meiner Freundschaft“) ziehen und dort Trost und Hilfe in ihrem Elend erhalten könne.

Sie habe nun auch gehört, dass der Herzog³⁵ der guten Meinung sei, sie solle wieder in ein Kloster gehen. Mit Gunst und Willen des Herzogs wolle sie das wohl tun³⁶, denn der Herzog könne die Sachlage besser ermessen, als sie sie ihm berichten könne. Dafür werde sie dem Herzog in beflissenem

Gehorsam untertänig etwas schuldig sein. Gegeben war der Brief am Sonnabend nach Marien Himmelfahrt, also am 19. August 1525. Er schließt mit „Euer fürstlichen Gnaden untertänige / Othilia von Gersen“³⁷.

Sie unterschrieb mit ihrem Geburtsnamen „von Gersen“, weil sie wissen konnte, dass für einen altgläubigen Fürsten ihre Ehe mit Thomas Müntzer, einem geweihten Priester, formal ungültig war. Tatsächlich war die Ehe freilich gültig gewesen, weil sie in Allstedt auf kursächsischem Gebiet geschlossen war, also auf einem der Reformation schon geöffneten Territorium.

Vor Müntzers Hinrichtung am 27. Mai 1525 hatte ihm Herzog Georg tadelnd vorgeworfen, dass er sein Ordenskleid (die Kappe) abgelegt habe und ein Weib genommen habe. Dem begegnete der anwesende Landgraf Philipp, dass ihm das nicht leid tun müsse, vielmehr solle es ihn gereuen, dass er die Leute aufrührerisch gemacht habe. Später meinte Herzog Georg, er habe sehr wohl gewusst, dass Müntzer nicht vorher Mönch gewesen sei³⁸. (Georg von Sachsen war der Schwiegervater Philipps von Hessen.)

Der Rat zu Mühlhausen stand damals wieder unter der Ägide des undurchsichtigen Juristen Dr. Johann von Otthera. Dieser Rat der Stadt, von dessen versagender, zögerlicher Haltung oben die Rede war, schrieb schon am 28. Juli 1525 Folgendes an den Amtmann von Langensalza: Der Herzog von Sachsen habe ihnen vor einiger Zeit und dann wieder in Leipzig kürzlich befohlen, des Allstetters Frau in heimlichem Gewahrsam zu halten, so lange sie schwanger sei, damit sie nicht „abhanden“ kommen könne. Nun erfahre man, dass sie vielleicht doch vor einigen Tagen nach Erfurt gegangen sei, um dort zu wohnen. Sie sei jetzt wieder hier (in Mühlhausen), plane aber vermutlich, sich wieder nach Erfurt zu begeben. Man wolle nur der fürstlichen Empfehlung folgen und bitte um

ein Einvernehmen bei der jetzigen Sachlage. Daran wolle man sich dann auch halten³⁹.

Herzog Georg der Bärtige schrieb am 11. September 1525 an seine Räte Christoph von Taubenheim und Hans von Schönburg, er habe eine Schrift, also eine Eingabe, von Thomas Müntzers Witwe erhalten; und nun sollten diese Räte dem Rat von Mühlhausen befehlen, auf sie Acht zu haben und ihm zu melden, wenn sie in die Wochen komme, damit sie nicht von dannen komme⁴⁰. Der Rat von Mühlhausen verhielt sich aber dann passiv. Er gab die Möbel und das Geschirr nicht heraus und setzte Ottilie aber auch nicht fest.

In dieser Zeit, so berichtet eine spätere Überlieferung, hat Ottilie auch versucht, in dem Dorf Langula in der Vogtei (westlich von Mühlhausen) bei Bekannten Unterschlupf zu erhalten. Aber man war doch zu ängstlich, ihr das zu gewähren⁴¹. Damals wurden die Dörfer der Vogtei mit Brandschatzungen und dann mit Sühnegeld-Erhebungen behelligt.

Ein in den Aufruhr involvierter Fuhrmann, Hans Ditmar in Mühlhausen, sagte zwei Jahre später, am 13. Dezember 1527, rückblickend aus, er habe „die Allstedterin“ von Yncelhausen⁴² (In-Zell-Hausen) nach Erfurt mit dem Wagen gebracht. Sie habe kein Geld gehabt, und er habe sie dann um Gottes Willen (Gotteslohn?) mitgenommen⁴³. Die Fahrt war von zwei anderen Frauen aus Erfurt bestellt worden, die ihm dafür vier Schneeberger [Silbergroschen]⁴⁴ versprochen hatten. Offenbar haben die helfenden Frauen die Fahrt auch bezahlt. Die beiden Frauen sind vom Wagen abgessen, so dass Ottilie nun fahren konnte. So hat sich Ottilie offenbar dann im Juli 1525 in Erfurt aufgehalten.

In dieser Stadt Erfurt publizierte allerdings 1525 der Augustiner-Eremit Bartholomäus Arnoldi von Usingen auch eine lateinische Flugschrift gegen die Klosterflucht und die Priesterehe⁴⁵. So nimmt es nicht wunder,

dass Ottilie zunächst aus dieser Stadt zurückgekommen ist. Arnoldi wich dann seinerseits nach Mainfranken aus.

Zurück zu Hans Ditmar: Er sagte aber auch aus, er habe damals im Bauernkrieg keine Beute erhalten und auch keine der Kirchen zu diesem Zweck betreten. Er habe gezwungenermaßen die Waffen (Büchsen) transportieren müssen. Man hat den Fuhrmann Hans Ditmar dann auch gefragt, warum er denn seine Tochter „Judith“⁴⁶ habe nennen lassen. Dazu sagte er, das sei keine böse Absicht gewesen und das könne gern geändert werden⁴⁷.

Offenbar war Ottilie im Dezember 1527 noch in diesem Raum anwesend; sonst hätte man das in Ditmars Aussage vermerkt.

Fortsetzung folgt.

- 1 Akten u. Briefe zur Kirchenpolitik Herzog Georgs von Sachsen (ABK), hrsg. v. Felician Gess, Bd. 2, Neudruck Köln Wien 1985, Nr. 779, besonders S. 8 f. Vgl. Karl Jordan: *Th. Müntzers Witwe*. In: *Zur Geschichte der Stadt Mühlhausen [...] Heft 2 (1902)*, S. 27–31, hier S. 28; 3. Aufl. Mühlhausen 1920.
- 2 Vgl. Karin Fey: *Chronik der Gemeinde Mülverstedt am Fuße des Hainich in Thüringen. [...] Bad Langensalza 2004*, S. 40. Vgl. auch Marion Kobelt-Groch: *Aufsässige Töchter Gottes. Frauen im Bauernkrieg und in den Täuferbewegungen*. Frankfurt a. M. [...] 1993, S. 59. Vgl. auch dieselbe: *„So waren sie in meiner Erinnerung, die Frauen der Bauern“*. Eine literarische und historische Spurensuche nach dem weiblichen Teil des „gemeinen Mannes“. In: G. Vogler (Hrsg.): *Bauernkrieg zwischen Harz und Thüringer Wald*. Stuttgart 2008, S. 363–380, hier S. 371.
- 3 Wie oben: Akten u. Briefe zur Kirchenpolitik Herzog Georgs von Sachsen (ABK) Bd. 2. Leipzig 1917 [Nachdruck Köln, Wien 1985], S. 8 f. (Nr. 779).
- 4 Neun Jahre später, im Dezember 1534,

- waren die Herren von Hopfgarten nur noch unter Zwang bereit, die Messfeier nach katholischem Ritus (im herzoglichen Sachsen in ihrem Lehensgebiet) durchführen zu lassen. Sie waren also nun lutherisch geworden. Vgl. H. Jadatz u.a. (Hrsg.): Akten u. Briefe zur Kirchenpolitik Herzog Georgs von Sachsen. (ABK) Bd. 3 (1528–1534). Köln u.a. 2010, S. 811 und besonders S. 830 [Nr. 2597 und Nr. 2629].
- 5 Sven Tode: Stadt im Bauernkrieg 1525. [...] Frankfurt/M. u.a. 1994, S. 195
- 6 Vgl. ABK Bd. 2, a.a.O., S. 12–13 [Nr. 784].
- 7 Manchmal heißt es auch Johanniterkommende.
- 8 Vgl. Horst Hermann: Th. Müntzer heute. Versuch über einen Verdrängten. Ulm Münster 1995, S. 30.
- 9 Vgl. L. Fischer (Hrsg.), a.a.O. S. 92: „Er liess seinem weib cleider jacken und koller davon machen.“
- 10 Vgl. Jordan, Th. Müntzers Witwe (1902), a.a.O., S. 29.
- 11 Vgl. Aloys Schäfer: Geschichte der Stadt Dingelstädt. Dingelstädt (Eichsfeld) 1926, hier [Nachdruck] Dingelstädt 1992², S. 35 (unter Berufung auf Knieb: Eichsfeld S. 12).
- 12 Vgl. Gisela Griepentrog (Hrsg.): Der ewige Faden. Frauen in den Sagen um Harz und Kyffhäuser. Leipzig 1988, S. 39 f. Unter Berufung auf Ludwig Bechstein: Der Sagenschatz des Thüringerlandes. Neue Ausg. Bd. 4. Hildburghausen 1862. Vgl. den Text auch bei Ludwig Bechstein: Gesammelte Werke Bd. 6 (Hildesheim u.a. 2004), Vierter Theil des Sagenschatzes ... , S. 75 f.
- 13 Vgl. den Bericht des Klerikers Heinrich Bodo (Angelonus) bei Hermann Herbst: Das Benediktinerkloster Klus [...]. Leipzig und Berlin 1932, S. 111 (Anhang).
- 14 Vgl. Siegfried Bräuer: Die Überlieferung von Th. Müntzers Gefangenschaftsaussagen. In: Lutherjahrb. 73 (2006), S. 41–86; vgl. ein Faksimile des sog. Widerrufs in der Regensburger Druckfassung von 1525 dort S. 81. Vgl. auch Siegfried Hoyer: Bemerkungen zu den letzten Schriften Th. Müntzers. In: Martin Sünder u.a. (Red.): Mühlhausen, der Bauernkrieg und Th. Müntzer. Protokollband [...]. Mühlhausen 2000, S. 91–101.
- 15 TMA 3, S. 274: „... und synem weybe und kynde alle seyne habe wollen volgen lassen.“
- 16 Melancthon schrieb in einem Brief vom 5. Juni 1525 an Joachim Camerarius in Bamberg, dass er von diesem Bekenntnis (confessio) gehört habe, es aber noch nicht in Händen halte. Vgl. Melancthons Werke, hrsg. von Hans Volz, Bd. 7, Teil 1 (Briefe 1517–1526), Gütersloh 1971, S. 232–238, hier S. 235.
- 17 TMA Bd. 2, S. 502: „Helft yhe rathen mit vleyß meynem weybe.“ Vorher in demselben Brief vgl. S. 498, von mir wiedergegeben in neuerem Deutsch: „Derhalben ist meine freundliche Bitte an euch, ihr wollet meinem Weibe die Güter, so ich [bzw. sie] gehabt, aushändigen lassen, also Bücher und Kleider und dergleichen, und sie nichts um Gottes Willen entgelten lassen.“ Ich beziehe mich hier auf den Anmerkungs-Apparat auf S. 498.
- 18 Vgl. auch S. Bräuer: Th. Müntzer von Stolberg: Aus der Werkstatt der kritischen Neuedition des Briefwechsels. In: Ders.: Th. Müntzer von Stolberg. Neue Forschungen zur Biographie und zum familiären Umfeld. Mühlhausen 2003, S. 5–24, hier S. 5f. und S. 19.
- 19 TMA Bd. 3, S. 266: „Dye brive, so ime dyeselden geschriben, hat seyn weyp in eynem sagke zu Molhawsen“. Es gibt eine Nebenversion (L): „... hab seyn weyp bey sich.“ [ohne die adverbialen Bestimmungen „in einem Sack“ und „zu Mühlhausen“].
- 20 Vgl. ebenda, S. 5.
- 21 Vgl. L. Fischer a.a.O. (1976), S. 152 (in den Anmerkungen) unter Berufung auf H. Böhrmer.
- 22 Vgl. G. Vogler: Thomas Müntzer und die Auf-

- standsbeziehung in Thüringen. In: Ders. (Hrsg.): Bauernkrieg zwischen Harz und Thüringer Wald. Stuttgart 2008, S. 225–242, hier S. 229.
- 23 Johannes Mathesius: *Ausgewählte Werke Bd. 3: Luthers Leben in Predigten*, herausgegeben [...] von Georg Loesche. Prag 1898, S. 100. „... Nachmals da er seine sünde bekennt / und für seine verführte bittet / wird jm und seim auffrührerischen Pfeiffer der kopff / sampt etlichen mutwilligen leuten / abgeschlagen.“
- 24 Nur ein Einvernehmen führt zu einer Ehe.
- 25 Maleachi 2, 15 b (Lutherbibel von 1912)
- 26 W. Zimmermann: *Geschichte des großen Bauernkrieges. Nach den Urkunden und Augenzeugen. Bd. 2. Naunhof u. Leipzig 1939, S. 215*: „... und liebte das Weib seiner Jugend so, daß er unter den Schmerzen der Folter nur ihrer und ihres Fortkommens gedachte.“
- 27 2. Mose (Exodus) 21, Vers 21–22.
- 28 Auf dieses Datum haben sich die Forscher geeinigt auf Grund von brieflichen Hinweisen. Bewiesen ist es nicht. Die Tatsache der Hinrichtung ist allerdings bezeugt.
- 29 Vgl. den entrüsteten Bericht: Luther WA 18, S. 400 f. (Sendbrief von dem harten Büchlein wider die Bauern; Mitte Juli 1525). Er bezeichnet Müntzers Witwe da als armes, verlassenes Weiblein. Vgl. auch Karl Jordan (Th. Müntzers Witwe, 1902), a.a.O., S. 29.
- 30 Vgl. Philipp Knieb: *Geschichte der katholischen Kirche in der freien Reichsstadt Mühlhausen in Thüringen von 1525 bis 1629*. Freiburg 1907, S. 12 (unter Berufung auf K. Jordan).
- 31 Es ist möglich, dass sie zwar signierfähig, aber sonst des Schreibens kaum kundig war. Beleg für das Zitat „monczers weyb“ bei Seidemann: *Das Dessauer Bündnis*, a.a.O.
- 32 ebenda
- 33 Vgl. Johann Karl Seidemann: *Das Ende des Bauernkrieges in Thüringen. Die Strafe – Die Bittenden – Nachwehen*. In: *Neue Mitteilun-*
- gen aus dem Gebiet historisch-antiquarischer Forschungen (N.M.) Bd. XIV (1878)*, Nr., S. 392–543, hier S. 405. (auch in: Seidemann, *Kleine Schriften zur Reformationsgeschichte Bd. I: Thomas Müntzer ...*, Leipzig 1990, S. 312–463; dort S. 325, untere Seitenzählung).
- 34 Die Formulierung „mit großer Beschwerde“ gilt als Hinweis auf die erneute Schwangerschaft. Auch M. Luther berichtet ja, dass sie damals schwanger war (WA 18, S. 400f.).
- 35 Herzog Georg war in diesem Jahr der federführende, oktroyierte Schutzherr in Mühlhausen.
- 36 Es ist möglich, dass sie in das Kloster zurückgehen wollte, um ihre Kinder zu retten. Vgl. Helmut Schnitter: *Aber am Volke zweifle ich nicht. Thomas Müntzer – Theologe und Revolutionär*. Berlin 1989, S. 54f.
- 37 Sprachlich geglättet. TMA Bd. 2, S. 504–506.
- 38 Vgl. TMA Bd. 3, S. 253 (Nr. 163); Brief Landgraf Philipps an Herzog Georg vom 10. Juli 1528 und Replik des Herzogs Georg, S. 254 (Nr. 164). Vgl. auch Heiko Jadatz u. Chr. Winter (Hrsg.): *Akten und Briefe zur Kirchenpolitik Herzog Georg von Sachsen Bd. 3 Köln u.a. 2010, S. 153 und S. 157 [Nr. 1642 und 1644]*.
- 39 AGBM Bd. 2, S. 593, Nr. 1785. Vgl. K. Jordan: *Th. Müntzers Witwe*, a.a.O. S. 39.
- 40 AGBM Bd. 2, S. 666, Nr. 1863.
- 41 Vgl. Egbert Böcking: *Die Flucht der Ottilie von Gersen. Nach einer Notiz in der Languaer Chronik erzählt [...]*. In: *Glaube und Heimat [Jena] Nr. 24*, vom 15. Juni 1980; Seitenzahl ist mir nicht vorliegend. Die Vogtei Dorla war im 16. Jhd. zweimal mit Entgelten wegen des Bauernkriegs belegt worden. Der Artikel erinnert im Duktus an die Aussage des Fuhrmanns Hans Ditmar (AGBM Bd. 2, Nr. 2103, S. 898).
- 42 Gemeint ist Ämilienhausen, eine Wüstung bei Höngeda, südöstlich von Mühlhausen. In

Höngeda hatte es im Juni 1525 eine Vergeltungsaktion (Hinrichtungen) der Fürsten an vermeintlichen Teilnehmern der Mühlhauser Revolte gegeben.

- 43 Vgl. ABGM Bd. 2, S. 898, Nr. 2103. (Akten zur Geschichte des Bauernkriegs in Mitteldeutschland. 2 Bände in drei Teilen. Hrsg. von W. P. Fuchs unter Mitarbeit von G. Franz. Jena 1942; Neudruck Aalen 1964).
- 44 Schneeberg liegt im Erzgebirge bei Zwickau. Der Schneeberger Groschen war die gängige Münze. Th. Müntzer war einmal 1524 ein Traum mitgeteilt worden, dass jemand vier Groschen zahlen sollte, aber sie nicht geben wollte, obwohl er sie hatte (TMA Bd. 2, S. 329). Müntzer befragte um 1524 manchmal ein Medium, den Vater Herold aus Liedersdorf, nach seinen Träumen.
- 45 Sie findet sich im Münchener Flugschriftenverzeichnis unter VD 16 A 3723. – Vgl. Stephen E. Buckwalter: *Konkubinät und Pfarrehere in Flugschriften der frühen Reformation*. In: *Die frühe Reformation in Deutschland als Umbruch [...]*. In *Gemeinschaft mit S. E. Buckwalter* herausgegeben von Bernd Moeller. Heidelberg 1998, S. 167–180, hier S. 173 mit Anm. 24.
- 46 Damals (1525) schuf Lucas Cranach d.Ä. ein Gemälde „Judith mit zwei Begleiterinnen“.

47 Siehe ABGM Bd. 2, S. 898 (Nr. 2103). Er hätte ja auch auf Folgendes verweisen können: Die Gemahlin Kaiser Ludwigs des Frommen im 9. Jhd. hieß Judith.

Friedrich Winterhager, geb. 21.2. 1953 in Berlin, aufgewachsen zeitweise in Ewersbach, heute Gemeinde Dietzhölztal, Studium der lateinischen Philologie und der Geschichte in Berlin und Würzburg.



Friedrich Winterhager

Promotion in Philologie über die Geschichte der Erforschung des Bauernkrieges, Lehrtätigkeit in Niedersachsen, hauptamtliche Mitarbeit in der Bildungsplanung und Lehrerfortbildung. Weiterbildung zum Archivar. Lehraufträge in Kirchengeschichte an der Universität Hildesheim. Jetzt als Oberstudienrat Projektbeauftragter für Archiv und Universitätsgeschichte an der Universität Hildesheim). Schriftführer in einem Kreisvorstand der CDA, Mitglied der Internationalen Bonhoeffer-Gesellschaft. Vgl. seinen Beitrag über Wilhelm Zimmermann, CuS 4/2007)

Die Wunden sind nie verheilt

Vor 50 Jahren putschte das Militär in Brasilien

Von Jürgen Schübelin

Vor 50 Jahren, am 31. März 1964, riss eine Gruppe brasilianischer Generäle durch einen Putsch gegen Präsident João Goulart die Macht an sich, um sie über zwei Jahrzehnte lang, bis 1985, nicht mehr aus der Hand zu geben. Hunderttausende litten unter der blutigen Repression, mit der

das Militärregime das fünfgrößte Land der Erde überzog. Allein während der ersten zwölf Monate nach dem Staatsstreich wurden 50.000 Menschen verhaftet, Tausende gefoltert – und Hunderte ermordet.

Der von dem Heeresgeneral Olympio Mourão Filho im brasilianischen Herbst 1964 angezettelte Putsch gegen Präsident Goulart und gegen seine Pläne für eine

Agrarreform sowie für ein demokratischeres Wahlrecht bildete den Auftakt für die Machtübernahme der Militärs in fast allen lateinamerikanischen Staaten und den Beginn der dunklen Jahrzehnte des kontinentalen Staatsterrorismus mit Hunderttausenden von Opfern. In Brasilien installierte das Regime der Generäle einen effizienten Unterdrückungsapparat, der als Erstes Wahlen und politische Parteien verbot – und dann die Jagd auf diejenigen eröffnete, die als Regimegegner eingestuft wurden: Oppositionspolitiker, Gewerkschafter, Menschen aus sozialen Organisationen – und engagierte Christen aus der brasilianischen Basisgemeinden-Bewegung, die sich mit der Theologie der Befreiung identifizierten.

Für all diese Gewalt gegen das eigene Volk gab es ein starkes Motiv. Eduardo Galeano, der uruguayische Journalist und unbeugsame Chronist der Abhängigkeits- und Unterdrückungsgeschichte Lateinamerikas, formuliert es so: „Es ging darum, die sozialen Reformen, die von der demokratisch gewählten Regierung von João Goulart gerade durchgeführt wurden – um das ungerechteste Land der Welt etwas gerechter zu machen – ein für alle Mal zu beenden und zu begraben.“

Zu den bekanntesten Opfern der Repression gehörte der Dominikaner-Priester Frei Betto. In ihm sahen die Militärs einen gefährlichen Terroristen, weil er – zusammen mit weiteren Dominikaner-Padres und -Schwestern sowie Angehörigen anderer Ordensgemeinschaften – Verfolgten, deren Leben bedroht war, half, über die Grenze nach Uruguay oder Argentinien zu fliehen. Verhaftete Geistliche und Ordensangehörige wurden sadistisch gefoltert. Frei Betto selbst bezahlte sein Engagement mit über vier Jahren Kerkerhaft. Auch die heutige Staatspräsidentin Brasiliens, Dilma Rousseff, geriet als junge Frau in die Fänge der Geheimpolizei



Wachwechsel vor dem Präsidentenpalast in Brasília

und ihrer Terrorbrigaden, wurde entführt, gefoltert und wegen ihres politischen Engagements jahrelang inhaftiert.

Der Ökumenische Rat der Kirchen in Genf (ÖRK) richtete als Antwort auf die Praktiken des Militärregimes ein Dokumentationszentrum ein, in dem bereits sehr früh Belege und Aussagen über Menschenrechtsverbrechen in Brasilien gesammelt wurden. Die ÖRK-Dokumente belegen, dass in dem Land zeitweise bis zu 242 Folterzentren betrieben wurden. Ähnlich wie wenige Jahre später in den Nachbarländern Uruguay, Chile und Argentinien wurde Folter von den Militärs als Terrorinstrument und Strategie zur massiven Einschüchterung der gesamten Bevölkerung eingesetzt. Eine der in den ÖRK-Papieren dokumentierte Methoden bestand darin, Regimegegner in Gegenwart ihrer Ehepartner, teilweise sogar ihrer Kinder, zu foltern und – 20 Jahre vor Srebrenica und den Verbrechen der Balkankriege – die systematische Vergewaltigung von weiblichen Gefangenen ebenfalls als bewusste Terror-Technik einzusetzen.

1971 rang sich endlich auch die UN-Vollversammlung zu einer Menschenrechts-Resolution gegen die brasilianischen Militärherrscher durch, die sich unter dem Schutz der USA, aber auch dem ihrer Verbündeten in vielen europäischen Regierungen und

zahlreichen internationalen Konzernen – darunter Volkswagen und Mercedes-Benz – unantastbar fühlten. Solidarität und Engagement mit und für die Verfolgten und die Opfer der dramatischen Verarmung im Gefolge der Finanz- und Wirtschaftspolitik des Regimes gab es vor allem aus den Kirchen und der internationalen Zivilgesellschaft: So begann etwa Kindernothilfe ab 1971 in Kooperation mit ihrem damaligen Partner *diaconia*, einen ökumenischen Zusammenschluss von sozial engagierten Kirchen, Kindertagesstätten-Programmen vor allem in den Favelas urbaner Ballungszentren – aber auch in verarmten ländlichen Regionen – aufbauen zu helfen. Innerhalb weniger Jahre entstand ein Netzwerk von Projekten, die der wachsenden Verelendung und der prekären Ernährungs- und Gesundheitssituation von Kindern durch eine engagierte Sozialarbeit entgegenzutreten wollten – aber auch die Funktion hatten, dort, wo andere Organisationsstrukturen verboten waren, einen gewissen Schutz für nachbarschaftliches Engagement zu bieten.

Nach Schätzungen der brasilianischen Bischofskonferenz starben während der Zeit des Militärregimes im Nordosten des Landes im Gefolge einer Dürreperiode zehn Millionen Kinder an Hunger, Durst und Mangelkrankheiten. Als 1985 die Generäle endlich abtraten und eine Phase des demokratischen Übergangs möglich wurde, fiel die soziale

Bilanz dieser bleiernen 21 Jahre – und der Gleichgültigkeit des Regimes gegenüber sozialen Problemen – katastrophal aus: Die Welternährungsorganisation (FAO) schätzte 1985, dass zwei Drittel der brasilianischen



Favela in Porto Allegre

Bevölkerung unterernährt sind und die durchschnittliche Lebenserwartung eines Kindes aus einer Favela auf 46 Jahre abgesunken war. Nach einer Untersuchung der Universität Campinas verfügten zu diesem Zeitpunkt 45 Prozent aller Haushalte über keinerlei ersichtliche Einkommensquellen. Die Armen standen in einem tagtäglichen Überlebenskampf, den sie oft genug verloren.

Es kostete Jahrzehnte, um die Armut zurück zu drängen und das System der Korruption, das für das Finanzgebaren des Militärregimes so charakteristisch war, zu bekämpfen. Vieles ist seit 1985 erreicht worden. Unbestreitbar und augenfällig ist Brasilien heute ein anderes Land. Aber im Gegensatz zu anderen lateinamerikanischen Gesellschaften, die sich viel früher und sehr viel engagierter um die Aufklärung und Aufarbeitung der Menschenrechtsverbrechen während der Diktaturjahre bemühten, gelang es erst 2012, auch in Brasilien eine Wahrheitskommission zu konstituieren, die die Menschenrechtsverletzungen zwischen 1964 und 1985 untersuchen soll. Anders als in Argentinien, Uruguay oder Chile, wo in Morde und



Historisches Photo, Zeit vor 1998

andere Verbrechen verwickelte Offiziere und Folterer zu teilweise langjährigen Haftstrafen verurteilt wurden, gewährt in Brasilien ein 1979 von den Militärs selbst verabschiedetes Amnestiegesetz den Tätern von damals lebenslange Straffreiheit. Alle Versuche der überlebenden Opfer, daran etwas zu ändern, sind bislang gescheitert.

Jürgen Schübelin ist 57 Jahre alt, von Beruf Sozialwissenschaftler (M.A.) und außerdem gelernter Tageszeitungsredakteur (Badische Zeitung, Freiburg). Er hat 12 Jahre lang in Lateinamerika als Entwicklungshelfer für EIRENE, Brot für die Welt und die AGEH gearbeitet, war nach seiner Rückkehr nach Deutschland anderthalb Jahre als Redakteur beim „überblick“ in Hamburg tätig,

*ehe ihn die Kinder-
nothilfe im Oktober
1999 zu ihrem Lateinamerika- und Karibik-Referatsleiter berief. Mitglied beim BRSD ist er ebenfalls seit 1999 – und lebt mit seiner Frau, die von Beruf Stadt-Geographin ist, und seiner schon*



Jürgen Schübelin

erwachsenen Tochter, die an der Uni Duisburg-Essen studiert, in Duisburg. In der Regel ist er viermal im Jahr im Auftrag der Kindernothilfe in Lateinamerika im Zusammenhang mit Partner- und Projektbesuchen unterwegs.

25. April 2014 im Buddenbrookhaus, Lübeck

Grußwort zum 25-jährigen Bestehen der Erich-Mühsam-Gesellschaft e.V.

Von Reinhard Gaede

Zum 25-jährigen Bestehen Ihrer Gesellschaft gratuliere ich Ihnen recht herzlich im Namen des Bundes der Religiösen Sozialistinnen und Sozialisten Deutschlands.

Wir bedanken uns für die Einladung. Und ich möchte einige Worte sagen zur Verwandtschaft des Anarchismus mit dem Religiösen Sozialismus.

Dem Anarchismus war Erich Mühsam verpflichtet als Redakteur seiner Zeitschrift „Kain. Zeitschrift für Menschlichkeit“, in der er vor dem Ersten Weltkrieg warnte, als ein Initiator der Münchener Räterepublik 1919, als Redakteur seiner Zeitschrift „Fanal“ nach 1924, als Mitglied der Freien Arbeiter Union Deutschlands um 1930 bis zu seiner Ermordung durch die Nazis im KZ Oranienburg 1934.

Erich Mühsam gehörte mit Martin Buber

zu den ersten Mitgliedern des „Sozialistischen Bundes“, den Gustav Landauer 1908 gegründet hatte. Gustav Landauer, einer wichtigsten Theoretiker des Anarchismus, Kriegsgegner und Revolutionär, wurde nach Niederschlagung der Räterepublik am 2. Mai 1919 von Soldaten ermordet.

Der Gründer der internationalen Bewegung der religiösen Sozialisten Leonhard Ragaz (1868–1945) hat den Anarchismus besonders hoch geschätzt. Er sah im Anarchismus die freiwillige Haltung einer Bewegung, die eine neue Art von Gemeinschaft verwirklichen will. Besonders die Vorstellungen von Genossenschaft hat L. Ragaz gewürdigt im Zusammenhang mit seinen theologischen Gedanken. Er sagte: „Es gibt einen Anarchismus des Reiches Gottes. ... Er bricht sich im Neuen Testament (Apg. 5,29) vor allem mit dem Worte durch: „Man soll Gott mehr ge-

hören als den Menschen.“ Seine Lehre vom Reich Gottes konnte er mit Begriffen der anarchistischen Bewegung ausdrücken, denn das aus dem Griechischen entlehnte Wort Anarchia bedeutet ja „Herrschaftslosigkeit“. „Das Reich Gottes läuft ... in Anarchismus aus, in den Anarchismus unter Gott ... Es ist, unter Gott, vom Geiste geordnete Freiheit, welche Individuum und Gemeinschaft zur Familie verbindet. Seine Form ist Familie, ist Gemeinschaft, ist Gemeinde.“ (Die Bibel. Eine Deutung V, Zürich 1949, S. 114, vgl. Die Botschaft vom Reiche Gottes, Bern 1942, S. 67). Wo Menschen Gott gehorchen im Widerspruch zu Machthabern, entstehen keine Verhältnisse von Unterdrückung und Ausbeutung von Menschen. Wo der Geist Gottes wirkt, entstehen Gemeinschaften auf der Basis von Freiwilligkeit ohne Herrschaftsallüren. Wo Gottes Wille zum Maßstab des Handelns wird, können unterdrückende Herrschaftsformen aufgebrochen werden und neue solidarische Ordnungen von Gemeinschaft entstehen. L. Ragaz sagte: „Der Anarchismus der Unmittelbarkeit unter Gott ist die höchste Form des geschichtlichen Lebens und der menschlichen Gemeinschaft. ... Aber er hat eine Voraussetzung: dass Gott da ist ... eine gegenwärtige, lebendige und herrschende Macht ist.“ (Die Bibel. Eine Deutung III, Zürich 1948, S. 104f.) Aus dieser Kraft hatte Israel sich der Vergötzung von Naturgewalten, genannt Baal, widersetzt.

Das anarchistische Prinzip der Freiwilligkeit entspricht dem biblisch fundierten Verständnis von Freiheit und Gemeinschaft. Die wirtschaftlichen Produktionsverhältnisse sollen nach demokratischen Prinzipien geordnet werden, eigenverantwortlich, überschaubar, personal organisiert. L. Ragaz sagte: „Die Genossenschaft, als Freiheit in der Gemeinschaft und Gemeinschaft in der Freiheit, ist die einzig entsprechende ... Gemeinschaftsform der Sache Christi. Sie, nicht der Staat.“

(Die Geschichte der Sache Christi, Bern 1946, S. 43) Auch ein Staatssozialismus wie in kommunistischen Ländern früher ist damit ausgeschlossen. Genossenschaften gibt es als Produktiv-, Wohn- und Konsumgenossenschaften. L. Ragaz kannte aus seiner Jugendzeit die Dorfgemeinschaften. Ein Drittel des gesamten Besitzes war in privater, vier Fünftel dagegen waren gemeinsames Eigentum des Dorfes, einer demokratischen Verwaltung und Nutzung unterzogen. (Mein Weg I, Zürich 1952, S. 43–51)

Einige Mitglieder unseres Bundes haben sich besonders mit dem Anarchismus beschäftigt, z.B. Manfred Böhm (Gottes Reich und Gesellschaftsveränderung. Traditionen einer befreienden Theologie im Spätwerk von Leonhard Ragaz, Münster 1988, S. 192–199).

In unsere Leitsätze, längerer Fassung, haben wir ausdrücklich einen Abschnitt über Anarchismus aufgenommen: „Ein bedeutsamer Traditionstrang ist die breit ausdifferenzierte Bewegung des Anarchismus. Anarchismus wird zu Unrecht auf seinen kleinen terroristischen Flügel reduziert, und die theoretischen und praktischen Leistungen werden ignoriert. Der Anarchismus wurde oft durch die Brille bürgerlicher und stalinistischer Darstellung gesehen und verzerrt und als Synonym für Unordnung und Chaos betrachtet. Der französische Anarchist Pierre Joseph Proudhon definierte Anarchie demgegenüber so: ‚Anarchie ist nicht Chaos, sondern Ordnung ohne Herrschaft‘. Im Zentrum des Anarchismus, der von vielen seiner Vertreter(innen) auch als ‚libertärer Sozialismus‘ definiert wird, stehen der sozialistische Freiheitsgedanke und die Abschaffung des Staates, der als Zwangsgewalt verstanden wird. Wesentlich ist die Freiheit des Individuums und seine Assoziation mit anderen. Gegen den in der marxistischen Arbeiterbewegung herrschenden Zentralismus setzte die anarchistische Kritik auf

dezentrale Strukturen, gegen die Tendenz der Bürokratisierung die Selbstverwaltung der Produzent(inn)en und Konsument(inn)en. Sozialismus ist keine Parteisache, sondern die Sache der Menschen selbst! Auch wenn es der anarchistischen Bewegung nicht gelang, ihre Ziele zu realisieren, und es über kleine Ansätze etwa 1920/21 in der Ukraine und 1936 in Katalonien nicht hinausging – in unserem letzten Heft Christ(in) und Sozialist(in). Kreuz und Rose haben wir das Beispiel Marinaleda in Spanien vorgestellt, früher schon die große Genossenschaft Mondragon in Spanien –, hat die anarchistische Bewegung wichtige Impulse für Theorie und Praxis religiöser Sozialist(inn)en geliefert. So hat etwa der Anarchist Gustav Landauer stark Martin Buber beeinflusst. Und auch die Kibbuzim-Bewegung steht in der Traditionslinie anarchistischer Kommunen. Leonhard Ragaz zog Analogien zwischen dem ‚heiligen Anarchismus‘ der Bibel und einem Anarchismus, wie er etwa von Tolstoj vertreten wurde. Gerade nach dem Ende der staatssozialistischen Experimente ist es wichtig, sich der Kritik des Anarchismus an einer ‚Verstaatlichung‘ des Sozialismus zu erinnern und die Anfragen nach individueller Freiheit, kommunitärem Aufbau, Selbstverwaltung und Dezentralisierung aufzunehmen.“

Die Anarchisten Gustav Landauer und

Erich Mühsam sind von rechtsradikalen Soldaten und Faschisten ermordet worden. Ihre Botschaft von Freiheit und solidarischer Gemeinschaft sollte als ihr Vermächtnis in ehrendem Andenken in unserem Gedächtnis bleiben. Dass sie nicht nach einem Erfolg ihrer Worte gefragt, sondern mutig aus Überzeugung, ihrem Gewissen folgend, der Ungerechtigkeit und Tyrannei der Herrschenden entgegengetreten sind, hat ihren Grund in ihrer religiösen Bindung.



Erich Mühsam

Als Festgabe habe ich CuS 4/1987 mitgebracht mit dem Beitrag von Christoph Knüppel: Judentum und Sozialismus bei Gustav Landauer.

Allen Mitgliedern der Erich-Mühsam-Gesellschaft wünsche ich ein fröhliches Fest.

Erich Mühsam (1878–1934):

*„Doch ob sie mich erschlugen:
Sich fügen, heißt lügen.“*

Erich Mühsam. Aus dem Festungsgefängnis Ansbach im Winter 1919/1920):

*„Der Knechtschaft und dem Unrecht:
Faust und Fuß;*

der Not: das Auge und die offene Hand;

der Kameradschaft: Kameradengruß;

der Freiheit: Herz und Stimme und Verstand!“

Zu den Büchern von M. Gailus

Frauen im Widerstand gegen das NS-Regime – Elisabeth Schmitz und andere

Von Friedrich Hufendiek

Der Berliner Historiker Manfred Gailus hat mit grosser Leidenschaft im Laufe der letzten Jahre gekämpft, dass eine zu Unrecht vergessene Christin und Wider-

standskämpferin dem Strom des Vergessens entrissen und ins Licht der Öffentlichkeit gestellt wurde. Ihr Name klingt rheinisch. Es handelt sich um die Berliner Lehrerin Elisabeth Schmitz, die im Jahr 1935 für die Bekennende Kirche eine bedeutende Denkschrift

als Zeugnis gegen den mörderischen Antisemitismus verfasst und verteilt hat. Dieses Memorandum, von falschen Zuschreibungen befreit, ein tapferes, mutiges Christenzeugnis zur rechten Zeit, wird in eine überaus spannende Lebenserzählung gekleidet, die



Elisabeth Schmitz

in der ganzen Kirche dankbar weiterverbreitet werden muss. Manfred Gailus hat eine sehr gute Biographie vorgelegt, die ich mit Spannung und tiefer innerer Bewegtheit gelesen und sogleich weiter empfohlen habe.“ Mir aber zerriss es das Herz. Der stille Widerstand der Elisabeth Schmitz.“ Im Jahre 2011 bereits in zweiter Auflage erschienen. Inzwischen wurde die mühevollen Arbeit von Manfred Gailus auch von anderen Autoren und Interessenten weitergetrieben. Im NDR Kultur wurde zum Reformationsfest 2010 eine Sendung geboten, die mit der Pionierarbeit des Berliner Historikers Elisabeth Schmitz einer grösseren Öffentlichkeit vorstellte. Für Gemeindekreise und Schulklassen etwa entstand ein anschauliches Bild einer überaus bescheidenen, aber resoluten und tapferen Christin, die zur rechten Zeit das Notwendige und Fällige, was Kirche und Christen zu sagen und zu tun haben, besonders im Blick auf das Schicksal der Juden, formuliert und persönlich vorbildlich bezeugt. Tief beschämend empfindet man als Zeitgenosse der Nachkriegskirchengeschichte das Vergessen und Nichtbeachten dieser bedeutenden Zeugin des Evangeliums, auch das Versäumnis, die falschen Zuschreibungen ihrer Denkschrift aufzuklären und mit ihrem Namen zu versehen.

Im Jahre 2013 erschien ein weiteres wichtiges Buch, von Manfred Gailus und Clemens Vollnhals herausgegeben, das dem Thema Widerstand von Frauen in der NS Zeit gewidmet ist. Es trägt den Titel: „Mit Herz und Verstand- Protestantische Frauen im Widerstand gegen die NS- Rassenpolitik.“ Elf Frauen werden von verschiedenen Autorinnen und Autoren vorgestellt, die in finsternen Zeiten der Naziherrschaft der Tyrannei beherzt und mutig widerstanden haben. In meiner Gemeinde in Berlin Nikolsasse wurden auf der Grundlage dieses Buches Elisabeth v. Thadden, Elisabeth Schiemann, Geschwister v. Harnack, die religiöse Sozialistin und Kölner Vikarin Ina Gschlössl in Vorträgen, von Nichttheologen gehalten, vorgestellt. Besonders eindrücklich war in dieser Reihe der Beitrag über Elisabeth Schmitz. Der Referent hatte die Biographie von Manfred Gailus als Grundlage, aber auch einen kurzen Aufsatz des Autors über Schmitz in dem von ihm edierten Aufsatzband zu Hilfe genommen. Das Buch mit den elf Portraits von widerständigen protestantischen Frauen erinnerte an eine Arbeit des jüngst verstorbenen Rudolf Weckerling aus dem Jahre 1984, die zehn „Frauen im Kirchenkampf“ aus Berlin und der Provinz Brandenburg vorstellt. Im Klappentext dieser Beiträge kann man lesen, was bezeichnend ist auch für die Portraits von Gailus u.a. : „Von den Schwestern war wenig die Rede. Ohne Frauen lief nichts.“ Meine besondere Lesefreude als ehemaliger Schüler von Helmut Gollwitzer in Bonn entzündete sich an



Widerstand von Frauen in der NS-Zeit

einer Entdeckung. Die bedeutende Bußtagspredigt vom November 1938, die der Dahlempfarrer und Niemöller-Nachfolger gehalten hat, muß für alle Homiletik fortan mit der Souffleuse Elisabeth Schmitz in Verbindung gebracht werden. Die Teilnehmerin an den Gottesdiensten in Dahlem und an Gollwitzers Gesprächskreisen hatte vor dem Bußtag mit dem Prediger gesprochen und offenbar kräftige Impulse im Sinne ihrer Denkschrift und ihres gesamten Engagements für die Juden gegeben. Eine Woche nach dem Bußtagsgottesdienst im überfüllten Dahlemer Gemeindehaus bedankt sich die Teilnehmerin Schmitz mit einem Brief, den Gailus ob seines bedeutenden Inhalts als Jahrhundertbrief bezeichnet. Wie kommt es zu dieser Wertschätzung, wie empfängt ein Brief einen solchen Rang in der Sichtweise des Historikers? Die engagierte Christin weist in ihrem Gollwitzerbrief auf die Schuld und das Schweigen der Kirche angesichts des grauenhaften Geschehens seit 1933. „Es scheint, daß die Kirche auch dieses Mal, wo ja nun wirklich die Steine schreien, es der Einsicht und dem Mut des einzelnen Pfarrers überlässt, ob er etwas sagen will und was.“ Zeichen auf Kleider werden kommen, schreibt sie, Gesetze, die zur Grundlage der Vernichtung des Judentums führen. Prophetisch rührt sie an das Thema der Kirchenverstockung, des „Zu Spät“ des Zeugnisses der Gemeinde. „Ich bin überzeugt, daß, sollte es dahin kommen, mit dem letzten Juden auch das Christentum aus Deutschland verschwindet.“ In der Tat, Jahrhundertssätze, Hosea oder Jeremia-Geist. Seltsam, dass der spätere Berliner Theologieprofessor sich nicht mehr an diese Stimme, an die überaus bescheidene, aber bedeutende Zeugin erinnert. Man fragt sich, woher diese Studienrätin ihre Klarsicht, ihre Immunität gegenüber allen Verführungskräften, ihre Sicherheit des Urteils, ihre Courage zum Engagement für die Juden gewonnen hat. Der

Biograph schildert eindrücklich den Weg der Tochter aus einem konservativen Hanauer Lehrerausgangspunkt. Ihr Studium der Fächer Geschichte, Deutsch und Religion führt sie nach Berlin. Sie promoviert bei dem Historiker Friedrich Meinecke. Ihr eigentlicher Lehrmeister ist Adolf v. Harnack. Der moderne kritische Protestantismus, die Lebensluft des Hauses Harnack, die Freundschaft mit der Tochter, hat sie geprägt. Aufmerksam nimmt Elisabeth Schmitz als junge Lehrerin am politischen Leben in Berlin teil, rückt, vom Elternhaus gesehen, weit nach links. Im Jahre 1933 ist sie im Gegensatz zur Mehrheit des Volkes völlig immun gegenüber allen Verführungen der neuen Herrschaft. Neben ihrer Arbeit als Lehrerin wurde sie besonders nach 1933 in den Kreisen der Bekennenden Kirche aktiv. Sie wandte sich an Pfarrer, Kirchenführer und Professoren mit der Aufforderung zu protestieren, sich an die Öffentlichkeit zu wenden, besonders im Blick auf das Unrecht gegenüber den Juden und Judenchristen. Wichtig ist, dass Elisabeth Schmitz mit der befreundeten Ärztin Maria Kassel zusammen wohnt, die christlich getauft, aber nichtarisch ist. Sie erlebt die Bitternis der Ausgrenzung, der beruflichen Misere und Verzweiflung hautnah. Anders als viele Vertreter der Opposition, besonders der kirchlichen, hat sie einen geschärften Blick für die abgrundtiefe Bosheit und folgenreiche Gewalt und Schärfe des Antisemitismus. Ihre Erlebnisse, ihre Beobachtungen und Lektüre verdichten sich in einer Denkschrift: „Zur Lage der deutschen Nichtarier“, die sie 1935 formuliert, mühsam vervielfältigt und an die BK Synode der Evangelischen Kirche der Altpreußischen Union in Berlin Steglitz zu vermitteln sucht. Mit reichen Belegen werden in diesem Memorandum antijüdische Maßnahmen, Hasspropaganda, Hetze und deren Folgen eindrücklich dargestellt. Am Beispiel der Ärzte, der Kinder in Schulen, des Kulturlebens

kommt das ungeheuerliche Ausmaß der anti-jüdischen Gewalttaten ins Blickfeld. Das Skandalöse: Die Täter sind in der Regel nominelle Christen. Die Autorin dieser Denkschrift prophezeit 1935 die Ausrottung des Judentums. Beharrlich ihr Pochen: Warum tut die Kirche nichts? Ein Berg von Schuld wird entstehen, den Generationen nicht abtragen können. Elisabeth Schmitz will nicht als Privatperson gesehen werden, sondern als Stimme der Kirche gehört werden. Nicht geklärt wurde, ob die Denkschrift, die an verschiedene Theologen verteilt wurde, der Synode überhaupt vorgelegen hat. Der Biograph macht peinlich klar, wie stark der Selbsterhaltungswille, die Sorge um den Bestand der Kirche den Geist der Kirche lähmt. Der Theologe Wolfgang Gerlach schrieb 1970 in einer Arbeit über Kirche und Judentum über die Schmitzsche Denkschrift: „Keine Denkschrift zuvor, kein Protest in Wort und Schrift, geschweige irgendeine Synodalerklärung hatte sich in solchen Akkorden des Aufschreis und der Anklage vernehmen lassen.“ Der Text wurde Marga Meusel zugeschrieben, einer anderen Berliner Protestantin, die sich mit einer kleineren Denkschrift und ihrem Eintreten für nichtarische Christen verdient gemacht hatte. Elisabeth Schmitz als Autorin und Zeugin versank im Strom kirchlichen Vergessens. Ihr Text wurde später archiviert und mit falschem Namensetikett versehen. Erst am 20. Juli 2000 las ich einen Auszug ihrer Denkschrift in der Frankfurter Rundschau mit der Überschrift: „Will sich die Bekennende Kirche nicht erbarmen? Wie die Lehrerin Elisabeth Schmitz im Jahr 1935 die Protestanten zu Widerstand aufrief.“ Die wichtige Zeitungsinformation habe ich aufbewahrt. Der Begleittext weist auf eine Forschung über die Geschichte des Widerstands, auf die Theologin Katharina Staritz, vor allem auf einen sorgfältig redigierten Exkurs von Dietgard Meyer. Sie ist es, die erstmals

eindeutig nachweist, dass die Denkschrift „Zur Lage der deutschen Nichtarier“ aus dem Jahre 1935 von der Studienrätin Elisabeth Schmitz verfaßt worden ist, die aus Hanau stammte und in Berlin unterrichtete. Beide Frauen, Meusel und Schmitz, hatten immer wieder vergeblich an die Bekennende Kirche appelliert, sich öffentlich gegen die Politik des NS Regimes zu stellen.“ Dass nun endlich nach all dem Verdrängen und Vergessen, an dem Viele beteiligt waren, nicht nur Klarheit entsteht, sondern ein grosses Vorbild uns vorgestellt wird, ist vor allem dem Biographen Manfred Gailus zu verdanken. Elisabeth Schmitz nimmt nach den Schreckenstagen November 1938 Abschied vom Schuldienst. Unerträglich die pädagogische Zwangslage für sie. Mit der Hilfe von verständnisvollen Beamten wird die 45 Jährige pensioniert. Bis 1943 bleibt sie in Berlin, leistet besonders nichtarischen Menschen praktische Hilfe, engagiert sich in Gemeinden. Ihre Freundin Martha Kassel emigriert. Sie zieht in ihr Elternhaus nach Hanau. Ihre Berliner Wohnung wird mit allen Büchern und Wertsachen von Bomben zerstört. Nach Kriegsende kehrt sie in ihrer Heimat in den Schuldienst zurück. Um Anerkennung der verlorenen Jahre muss sie mit Nachkriegsbehörden kämpfen. Äußerst beschämend: Anpassung und Mitläufertum wird staatlich vergütet, Verweigerung und Widerstand wie im Falle Schmitz bestraft. Die Gründe für die ausbleibende Anerkennung sind vielfältig, teils rätselhaft. Sie ist eine Frau! Sie hat in einer Welt agiert, in der Männer Geschichte machten und schrieben. Sie war stark im Verfassen schriftlicher Texte, in der persönlichen Repräsentanz unauffällig und von äußerster Bescheidenheit. Sie gehörte zur liberalen Harnackschule, paßte nicht unter bestimmte theologische Dächer der BK. Im Briefwechsel mit Karl Barth wird dies gelegentlich deutlich. Für mich besteht ihre besondere Leistung auch in ihrem Brü-

ckenbau zwischen der sogenannten Kirchenorthodoxie der Barth'schen Theologie und der liberalen Welt Harnackscher Provenienz. Ihre Denkschrift ist eine Rarität, ein seltenes Exemplar prophetischer Weitsicht und Leidenschaft. Ihre Rechtzeitigkeit und Schärfe, vor allem im Juden-Skandal, rückt viele damalige Kirchenaktivitäten und Zeugnisse in den Schatten wirklicher Courage. Sie rührt an den besonders wunden Punkt der ausgebliebenen Solidarität mit Juden und Judenchristen. Gailus macht darauf aufmerksam, dass nicht nur dies erinnert werden muss, sondern auch die beschämende aktive Beteiligung von Christen an Ausgrenzung und Verfolgung von Juden und „nichtarischen“ Christen. Im Kanon biblischer Schriften Israels findet sich im deuteronomistischen Geschichtswerk das sogenannte Propheten-Schweigen. In Kreisen nachexilischer Schriftgelehrsamkeit konnte das Zeugnis kritischer Propheten verschwiegen und vergessen werden. Dennoch sind auf anderen Wegen die Zeugnisse von Jeremia und Amos in den Kanon gekommen. Daran wurde ich bei der Lektüre der Biographie von Elisabeth Schmitz erinnert. Manfred Gailus hat Recht, wenn er schreibt: „Die Un-

bekannte und Vergessene wird eines Tages als protestantische Ikone des 20. Jahrhunderts gelten und geehrt werden.“

Manfred Gailus: Mir aber zerriss es das Herz, Der stille Widerstand der Elisabeth Schmitz, Vandenhoeck und Ruprecht Verlag, Göttingen 2010, ISBN 978-3-5255-5008-3, Gebunden, 320 Seiten, 24,90 €

Manfred Gailus, Clemens Vollnhals (Hg.): Mit Herz und Verstand – Protestantische Frauen im Widerstand gegen die NS-Rassenpolitik, 1. Auflage 2013, ISBN 978-3-8471-0173-4, V&R unipress, Berichte und Studien, Band 065, 29,99 €

*Pfarrer Dr. Fritz Hufendiek, *24.6.1928, verheiratet, 3 Kinder, ist Mitglied des Redaktionsbeirats. Zur vita vgl. CuS 2–3/13*



Friedrich Hufendiek

Ich, du, wir – Mitarbeit im Projekt Religiöser Sozialismus/BRSD

Von Elmar Klink

Neu aktivierende Impulse an Interessierte, Mitglieder und CuS-LeserInnen zur Frage woher – wohin, zu Positionen, Wege, Ziele, Bereitschaft.*

Zwei Zitate vorweg:

„Religiöser Sozialismus ist der Versuch, den Sozialismus religiös zu verstehen, und aus diesem Verständnis heraus zu gestalten und zugleich das religiöse Prinzip

auf die soziale Wirklichkeit zu beziehen und in ihr zur Gestalt zu bringen.“

Paul Tillich in: Klassenkampf und Religiöser Sozialismus, Vortrag 1928/29 in Marburg/Frankfurt

„Jedermann ist unten.“

Nach Nikolaus Koch, Philosoph und Christ-Sozialist, 1984¹

Gemessen an dem, was in dieser Gesellschaft alles im Argen liegt und uns als kritische Christ(inn)en mächtig stören müsste, entfalten wir als „gesamtgesellschaftliche Or-

ganisation“ ziemlich wenig Kraft, Resonanz und Wirkung.

Zwei Aufgaben stehen m.E. an: die eine wäre – jetzt! – eine *innere Aktivierung* in einer ähnlichen Weise wie ich sie hier im weiteren Verlauf des Beitrags (Ziff. VI–IX) umreiße und skizziere, was von Allen noch mit vielen guten Ideen und Vorschlägen ergänzt und präzisiert werden könnte; die andere wäre – mittelfristig – ggfs. ein *Überdenken/Ändern von Struktur und Organisation*. Die im Herbst auf der MV angestrebte Positionen-/Zielediskussion kann ich mir nicht losgelöst von der Reflexion über das Strukturell-Organisatorische vorstellen. Zum zweiten Punkt möchte ich im Folgenden lediglich ein paar vorläufige Überlegungen als „Abriss“ beitragen, da ich später darauf nicht mehr weiter eingehe. Bemerkenswert ist ein Bericht von einem Klausurwochenende der Gruppe Rheinland des BRSD, verfasst von Norbert Voß.²

Denkbar wäre zum Beispiel ein *Organisationsmodell* nicht ganz vergleichbar dem der Christ(inn)en für den Sozialismus (CfS): *jährlich zwei bis dreimal Forum/Vollversammlung RS* (Einzelne, Gruppen, Aktivgremien), das Ganze könnte sich dann auch realistischer Forum Religiöser Sozialismus nennen, *gekoppelt mit einem Aktiv-/Aktiven-Ausschuss* (Einzelne, gleichzeitig mit SprecherIn-Funktion) und *in Verbindung mit dem Zeitungsprojekt CuS* (Redakteur(in) & einige Aktive/mitarbeitende Interessierte) als sich selbst tragende Plattform und offenes Informationsmedium angelegt. Forum/VV (ehem. MV), Aktiven- oder Aktiv-Ausschuss (ehem. Vorstand), und Zeitungsplattform CuS bildeten gemeinsam das ständig kooperierende Arbeits-Gremium und die zentrale informelle Schnittstelle. Alle Mitarbeitenden und Aktiven sind die handelnde GRUPPE. Das Ganze würde deutlich mehr auf Aktion, Praxis, verantwortliche Mitarbeit als Repräsentation

und Zugehörigkeit hinauslaufen. Ein so strukturiertes Gebilde würde z.B. als GRUPE Religiöser Sozialismus zu bestimmten Themen, Fragen und eigenen Vorstellungen und Zielen in Politik und Gesellschaft öffentlich sprechen und agieren und – wer weiß- vielleicht sogar damit effektiver verfahren. Die flexiblere Minimalstruktur wäre dem Ist-Stand an Mitwirkungs-Bereitschaft adäquater angepasst.

I. Nun hat man sich im BRSD vorgenommen, nach dem Thema „solidarische Ökonomie“ im vergangenen Jahr, Grundsätzliches auf die Tagesordnung der diesjährigen Jahresversammlung zu setzen mit der Frage: Wo kommen wir her – wo wollen wir hin? *Zentrale Positionen und Ziele des BRSD* (leider wurden hier nicht auch die „Wege“ und die *subjektive Bereitschaft* jeder/jedes Einzelnen mitbedacht) und den Komplex in methodischer Form einer „Zukunftswerkstatt“ nach dem Muster der Denk- und Problemlösungsworkshops des Journalisten und Friedensaktiven Robert Jungk zu bearbeiten. Im Grunde eine gute Idee, werden damit doch gleiche und ähnliche Fragen und Punkte aufgegriffen und angeschnitten, wie sie in dem erwähnten Klausurbericht zusammenfassend berichtet werden. Die kluge Inventur von damals bekommt, erneut zur Kenntnis genommen, die Gelegenheit, auch für das Ganze eine beachtete Relevanz zu erhalten. Ich finde den Klausurbericht insofern geeignet und exemplarisch, als er eine gut nachvollziehbare offene Reflexion wiedergibt und stichwortartig völlig zutreffend wichtige Merkmale für ein praktisches Arbeitsprogramm benennt. Er kann als Beispiel dienen für eine Widerspiegelung von der Basis her dessen, was wir uns im BRSD thematisch längerfristig vornehmen könnten und auch sollten.

II. In den vergangenen etwa 1½ Jahren habe ich mich intensiv mit der Geschichte

und Programmatik des BRSD befasst. Vor diesem Hintergrund sehe und bewerte ich die bestehende Realität des BRSD. Seit der Zeit, da ich das organisatorische Geschehen und Reflektieren im BRSD genauer mitverfolge (Mitglied bin ich erst seit 2013) – also etwa seit dem Beginn meiner Mitarbeit im Redaktionsbeirat von CuS 2006 – gelangte ich immer mehr zu der Ansicht, dass sich bestimmte Vor- und Ansätze zur Gestaltung der politischen Arbeit des BRSD von Zeit zu Zeit wiederholen, ohne jedoch ausdrücklich aufeinander sich zu beziehen oder zu gründen. Das ist zunächst nichts Negatives oder gar zu Bemängelndes, entspricht es doch auch zu verschiedenen Zeitpunkten vorgenommenen Perspektivbeschreibungen. Ich lese z.B. in älteren CuS-Heften wie 4/2001 zwei Beiträge von Bertold Scharf: BRSD – Was tun? Und Darius Dunker: Die Basis verbreitern!³ Beide Autoren machen sich unter der Überschrift „Zukunft des BRSD“ konkrete und brauchbare Gedanken sowohl inhaltlicher wie organisatorischer Art zur Stärkung und Festigung eines bestimmten aktiven Profils praktischer, politisch-religiös-sozialistischer Arbeit. Was ist daraus am Ende geworden? Am Ende des Dunker-Artikels wird noch auf vergleichbare Texte von Wolfgang Lünenbürger, Ulrich Peter und David Haslam⁴ verwiesen, die sich ganz ähnlichen Fragen und Themen widmen, z.T. schon Jahre zuvor. In dem Klausurbericht wird z.B. auch die Idee einer *Begrüßungsbroschüre* des BRSD genannt, eine Sache, die mir auch schon länger vorschwebt, die ich zusätzlich zu den bekannten Flyern für sehr sinnvoll hielte, um Interessierte und Neue verbindlicher an den BRSD heran- und in die wichtigen Themen einzuführen.

III. Kontinuität – Diskontinuität (statt „passiver“ aktivierende Polarität): Es gibt immer wieder brauchbare und vorwärtsweisende Ansätze, Überlegungen und Vorschläge für

das „Organisieren“ im Sinne eines zeitgemäßen religiösen Sozialismus, der sich in der Vergangenheit (auch vor 1933) immer nur zu einer relativ bedeutenden politischen Kraft im sozialen, kirchlichen und religiösen Leben herausbilden konnte. Daher halte ich unter weit ungünstigeren heutigen Bedingungen ein früher mal gestecktes Ziel einer zahlenmäßigen Vergrößerung auf „tausend Mitglieder“ für weit überzogen und völlig unrealistisch. Ein gutes Viertel davon wäre schon unerwartet viel. Aber: Immer wieder scheinen solche Vorhaben und Absichten nach meiner bisherigen Wahrnehmung an bestimmten Punkten stecken- und ohne Folgen zu bleiben, sich in den „Mühen der Ebenen“ zu verlaufen, im isolierten Alltag wie schwache Rinnale wieder zu versiegen. Zu fragen ist doch, woran das liegt? Es gibt neben dem stabilisierenden Faktum, dass manche über viele Jahre und sogar Jahrzehnte im BRSD dabei und aktiv sind, sozusagen Teil eines personellen Rückgrats sind, auch jenes der Auflösung von Gruppen, des Rückzugs/Weggangs von Aktiven und allgemeinen Rückgangs. Allein schon deshalb sind kritische Rück- und Neubesinnungen von Zeit zu Zeit wieder notwendig und sinnvoll. Und es wäre vermutlich auch kein größeres Problem, wenn wir so viele wären, dass solche Entwicklungen relativ leicht verkraftet werden könnten.

IV. Die an sich wichtige Kern-Frage ist: Wie kann es (besser) gelingen, dass aktiv gesonnene und bereite Menschen, die mit dem BRSD/Religiösen Sozialismus etwas für sich und andere bewirken wollen und meinen, das auch tun und anpacken zu müssen, sich auf jene um sie herum beziehen und verlassen können, mit denen sie rechnen, um gemeinsam etwas im Sinne vereinbarter Verständigungen über bestimmte Ziele und Inhalte zu erreichen? Es ist bedauerlich und schade, dass sich Menschen im BRSD-Umfeld an be-

stimmten Punkten eines Dissenses oder einer erfahrenen Diskontinuität immer wieder still, möglicherweise sogar „enttäuscht“ aus dem Geschehen herausziehen, auch wenn ich das durchaus gut verstehen kann. Ich bin dafür, beim Blick in die Zukunft den Blick in die Vergangenheit nicht zu vergessen, zu erkennen und verstehen, wie und warum etwas positiv entstehen konnte oder sich negativ entwickelte. Natürlich kann und darf man eigene gestellte Aufgaben nicht losgelöst von den gesellschaftlichen Bedingungen und aktuellen politischen Zuständen und Möglichkeiten betrachten und verstehen. Die Realität ist aber nicht statisch, sondern immer auch in Bewegung, so dass man versuchen kann und muss, darauf Einfluss zu nehmen, da und dort und wann und wie auch immer mit begrenzten Kräften möglich!

V. Ulrich Peter, verdienstvoller Chronist und früherer Aktiver des BRSD in mehreren Funktionen, meinte bereits vor über 15 Jahren aus der Rückschau nüchtern zutreffend bilanzieren zu müssen: „In Deutschland ist die Geschichte unserer Organisation eine Geschichte ihrer Diskontinuitäten, ihrer (Um-)Brüche und ihrer mehrfachen (faktischen) Neugründung“. Und weiter: „Bereits Anfang der 80er Jahre hatte der BRSD seinen Höhepunkt überschritten und entwickelte sich rückläufig“⁴⁵. Vor 1933 war der BRSD zeitweise sogar eine Art linke (evang.) „Kirchenpartei“, spielte bei Kirchenparlamentswahlen gebietsweise eine beachtliche politische Rolle, zählte zudem 20-tausend und mehr Mitglieder (!) und gab kurzfristig erscheinende Periodika in Tausender-Auflage heraus. Inzwischen stehen wir vor einer grundlegend anderen Situation, die aber auch neue Chancen eröffnen könnte.

Wer glaubte, mit den politischen Ein- und Umbrüchen von 1989/90 und dem Ende des „Real-Sozialismus“ nach dem Muster der kommunistischen Blockstaaten sei nun

auch das „Ende der Geschichte“ oder das Ende der „Großen Erzählung(en)“⁴⁶ erreicht, wurde mittlerweile wieder eines Besseren belehrt. Ein wirklicher Sozialismus in humaner, nicht-herrschaftlicher Gestalt steht angesichts neuer, zyklischer kapitalistischer Weltwirtschafts- und Finanzkrisen wie seit 2008 nach wie vor, vielleicht sogar mehr denn je – objektiv – auf der Tagesordnung. Seine zukünftige, vielleicht ebenso große Geschichte wie die seines keineswegs nur selbst verschuldeten Scheiterns ist noch nicht erzählt! Wie stellen wir uns aber dazu – welche Konsequenzen können und wollen wir daraus gemeinsam aktiv ziehen? Wie wäre die gegenwärtige Situation des „Brennens auf kleiner Flamme“ zu ändern? Bekommt in diesem Zusammenhang etwa durch das überraschende Auftreten eines neuen latein-amerikanischen Papstes einer erklärten katholischen „Kirche für die Armen“ die Option der „Theologie der Befreiung“ vielleicht neue Bedeutung, zumindest jedoch mehr amtskirchliche Akzeptanz, wenn auch nicht Förderung, oder ist damit eher ein sozialcaritatives, „antirevolutionäres Gegenprogramm“ beabsichtigt? Im März-Heft '14 (108. Jg.) brachte die schweizer religiös-sozialist. Zeitschrift *Neue Wege* mehrere sehr interessante Beiträge zu neuen lateinamerikanischen Befreiungstheologien (siehe www.neuewege.ch).

VI. Mir ist bewusst, dass religiös fortschrittlich eingestellte Menschen es heutzutage nicht mehr unbedingt als attraktiv ansehen, sich noch im Zusammenhang einer Gruppierung wie dem BRSD politisch zu organisieren und betätigen. Es geht jedoch um nichts weniger als darum, sich auf der Grundlage christlich-sozialistischen Selbstverständnisses unabhängig zusammen zu schließen und gemeinsam an vielfältigen Themen und Zielen zu arbeiten wie – den Menschenrechten auf menschenwür-

- dige Arbeit, offene Bildung, gesundes Leben, freie Muße,
- der Gerechtigkeit und Bewahrung der Schöpfung,
 - den zivilen Ursachen von Gewalt und Krieg in Politik, Wirtschaft, Gesellschaft und Kultur,
 - einer primären Kultur des Friedens und der Verständigung,
 - der solidarischen Selbsthilfe der Einen Welt.

- VII. Es braucht für das RS-Projekt/BRSD
- a. neue interessierte und offene Menschen, Gläubige, Glaubenszweifelnde, Kirchenkritische, atheistisch Glaubende, Glaubensferne, anders Glaubende;
 - b. die Erfahrung und das erneute Mittun derer, die mal über eine gewisse Wegstrecke aktiv mitgegangen sind;
 - c. die Einsichten und Kritiken derer, die über bestimmte Wege und Ziele zu anderen Einschätzungen und Bewertungen gelangen, aber bislang nicht durchdringen;
 - d. nicht nur „Zukunftswerkstatt“, sondern auch Geschichtswerkstatt, Ideenwerkstatt, um daraus zu lernen und Erkenntnisse zu ziehen;
 - e. die Bereitschaft und den Mut aller, die sich angesprochen fühlen und zum offenen Gespräch und solidarischen Handeln bereit sind;
 - f. das Wohlwollen und die Sympathie dem Religiösen Sozialismus/BRSD zugeneigter Außenstehender, die Grund und Ziel unserer Arbeit und Aktivitäten für wert halten, auch fortlaufend durch ihre Spende materiell unterstützt zu werden.

VIII. Plädoyer für einen neuen Aufschwung „Wir fragen nach der inneren Haltung, nach dem Ziel, nach dem Gegner und dem Weg des religiösen Sozialismus“. (Paul Tillich in: Grundlinien des religiösen Sozialismus; GW II, S. 91)

Was und wieviel will/kann jede/r von uns einbringen und einsetzen an Interesse,

Bereitschaft, Zeit, Kraft, eigener Fähigkeit? Welchen praktischen Stellenwert hat das Projekt Religiöser Sozialismus/ BRSD für jede/n Einzelne/n von uns?

☞ Wir haben die Substanz, wir können auf Kontinuität setzen, wenn wir unsere reichen Erfahrungen und Lehren aufeinander aufbauend nutzen und die eigenen *Grund- und Leitsätze* (siehe www.BRSD.de) und politische(n) Theologie(en) ernst nehmen und gemeinsam umsetzen. Wer sich rückblickend auf die erste Hälfte der 90er Jahre den Prozess der konzentrierten Formulierungs- und Diskussionsarbeit an den Leitsätzen des BRSD einschließlich der Pioniertat ihrer „vorläufigen“ ersten Fassung aus der 2. Hälfte der 70er Jahre vergegenwärtigt, weiß wovon hier die Rede ist und worum es geht. Beide Leitsätze-Entwürfe können inhaltlich mit als das Beste angesehen werden, was der BRSD programmatisch differenziert erarbeitet und beschlossen hat. Nehmen sie demgemäß heute auch die gebührende Rolle in der Praxis des BRSD ein?

☞ Zweifellos sollten wir zahlen- und wirkungsmäßig wieder etwas mehr und einflussreicher werden, aber das geht nur längerfristig und kontinuierlich über gezielten *Aufbau von Gruppen und Gesprächskreisen vor Ort, thematische Initiativen, Diskussionsveranstaltungen, Kontaktaufnahmen/Austausch* mit interessierten/engagierten Christ(inn)en und anderen Menschen besonders in kirchlicher Jugendarbeit und kirchl. Jugendverbänden, Gruppen von Kairos Europa (www.kairoseuropa.de), Ökumenischen Netzen (www.oenid.net). Wir sind Kirche-Bewegung, Jugendorganisationen von Parteien und Gewerkschaften, Genossenschafts- und Gemeinschaftsprojekten, sozialen und ökologischen Bewegungen bis hin zu Ökodörfern und neuen ökospirituellen Netzwerken⁷. Von Leonardo Boff ist im neuen Rundbrief des Lebenshauses Schwäbische Alb zu lesen: „Es

ist höchste Zeit, einen Kurswechsel vorzunehmen, d.h. neue Prinzipien und Werte anzuerkennen, mit denen wir unser Verhältnis zur Natur und unserem Gemeinsamen Haus auf freundschaftlicher Basis organisieren. Das gewiss am stärksten inspirierende Dokument darüber ist die *Erd-Charta*, die aus einer acht Jahre dauernden weltweiten Beratung resultierte, angeregt von M. Gorbatschow und im Jahr 2003 von der UNESCO anerkannt. Die Charta berücksichtigt die sichersten Daten der neuen Kosmologie, die die Erde als ein Moment in einem riesigen, sich in Evolution befindlichen Universum sieht, als ein lebendiges Wesen und ausgestattet mit einer komplexen Lebensgemeinschaft. Alle Lebewesen sind Träger desselben grundlegenden genetischen Codes, d.h. wir sind alle miteinander verwandt. Die Erd-Charta strukturiert sich um vier grundlegende Prinzipien: 1. Achtung vor dem Leben, 2. Ökologische Ganzheit, 3. Soziale Gerechtigkeit, 4. Demokratie, Gewaltlosigkeit und Frieden. Die Erklärung warnt uns ernsthaft: Entweder bilden wir eine globale Partnerschaft, um für die Erde und füreinander zu sorgen, oder wir riskieren, uns selbst und die Vielfalt des Lebens zugrunde zu richten. (Präambel Erd-Charta).“⁸

☞ Naheliegend wäre z.B. auch, sich an Treffen der *Publik Forum Leser(innen)initiative* konstruktiv und mittragend zu beteiligen, ggfs. selbst als PF-AbonnentInnen solche zu initiieren und dort die gesamt-gesellschaftliche Perspektive des Religiösen Sozialismus einzubringen und zu vertreten.

☞ Wir sollten (wieder) mehr *Kooperation und Austausch mit uns nah verwandten Gruppen* wie „Christ(inn)en für den Sozialismus (CfS)“ anstreben und pflegen⁹. Beide Gruppierungen besinnen sich zu Recht ihrer je eigenen und nicht immer unbelasteten Geschichte miteinander. Fusionsangebote seitens des BRSD, wie es sie gegeben hat, sind m. E. durchaus

zu Recht auf die Skepsis und Zurückhaltung von CfS gestoßen, die ein organisatorisches Zusammengehen ähnlich wie in der Schweiz ausschlossen. Ein vermehrtes, selbstverständliches Go-Between von Interessierten zwischen beiden Gruppen wäre als Voraussetzung für offene (willkommene!) Zugänge wünschenswert. Texte und Quellen, die bei CfS z.B. als Werkstatt- und Lektüregrundlage zurzeit eine bestimmte wichtige Rolle spielen wie Ton Veerkamps „Die Welt anders“ (siehe Anm. 6), sind, soweit ich das übersehe, im BRSD weitgehend unbekannt oder werden zu wenig beachtet, jedenfalls wird darüber nicht vernehmbar gesprochen. Wird umgekehrt die BRSD-Zeitschrift „Christ(in) und Sozialist(in)“. CuS von CfSler(inne)n in nennenswertem Umfang zur Kenntnis genommen, bezogen oder gar gelesen? Ich wage es zu bezweifeln. Das Grußwort zum 40-jährigen Bestehen von CfS im vergangenen Jahr (in: CuS 1/14) könnte ein Zeichen sein.

IX. Skizze für – vorerst – eigene konkrete Projekte

„Wir können das Ziel nur dann entwickeln, wenn wir uns auf den Weg in die Richtung machen, an die wir glauben.“ (Aussage in einem Video des Ökoprojekts ZEGG; www.zegg.de)

Mit das größte Mobilisierungsproblem scheint mir heute die Verstreutheit und Vereinzelung interessierter CuS-Leser(innen) und BRSD-Mitglieder zu sein. Man würde vielleicht gerne aktiver mitarbeiten, kennt aber kaum ansprechbare Menschen in der eigenen oder weiteren Umgebung, die auf derselben oder ähnlichen „Wellenlänge“ sind. Für sie ist die *Zeitschrift* natürlich ein wichtiges diasporales *Bindeglied*. CuS sollte deshalb auch wieder mehr zum *Forum* für Leser(innen)-Reaktionen, -Meinungen und -Briefe werden. Warum nicht am Ende eines jeden Heftes eine Liste mit *Adressen und Kontakten* dazu bereiter ansprechbarer Personen in

Städten und Regionen veröffentlichen, die als Multiplikatoren fungieren wollen/ können?

Ich spreche mich daher für eine gemeinsam verabredete, inhaltlich angelegte und vorbereitete, etwa zweijährige bundesweite *Initiative* (Kampagne) der *Aktiven* des BRSD aus im Sinne der hier aufgezählten (ggfs. noch ergänzten) Punkte und unter räumlicher Erfassung der Mitgliedschaft und des Abonnent(inn)en-Stammes von CuS, um daraus Schwerpunkte verstärkter organisatorischer Bemühungen abzuleiten und die wenigen Kräfte darauf zu konzentrieren. Thematisch wäre dabei gemäß der Leitsätze als auch unserer religiös-sozialistischen Positionen vielleicht auf max. etwa drei bis vier aktuelle politische und gesellschaftliche Problemszenarien abzielen aus den *Komplex-Bereichen* Glaube – Ethik – Ökumene / Interreligion – Dialog / Menschenrecht – Menschenwürde / Arbeit (Armut) – Kapital (Reichtum) / Krieg (Gewalt) – Frieden / Natur – Umwelt (Leben) / Herrschaft (Macht) – Befreiung / Geschlechterrealität (Gender) – Emanzipation.

In nahezu allen diesen Bereichen sind Einzelne von uns an bestimmten Stellen z.T. seit Jahren, aber zumeist in anderen Gruppen und Initiativen aktiv und bewandert „zuhause“. Und fast alle sind gleichzeitig wichtige Felder kirchlichen Engagements und amtskirchlicher Verlautbarungen. Nach etwa 1½ bis 2 Jahren wären auswärtend aus diesen Anstrengungen bestimmte Schlussfolgerungen denkbar und ableitbar, wie wir damit zu Recht oder Unrecht gefahren und verfahren sind, was und wer konnte erreicht werden, was/wer nicht, usw. In solche Projekte sollte sich auch ein erweiterter Vorstand sinnvoll praktisch einbringen in enger Kooperation mit einem dazu bereiten Stamm von vielleicht 10 bis 12 weiteren Aktiven, die ein bis mehrere lokale/regionale 4–5 köpfige *Aktivgruppen* bilden könnten ...

Die unter den Ziffern VI bis IX aufgezeigten und erörterten Impulse sollen ergänzend zu den BRSD-Leitsätzen und ihren Konkretionen für die Praxis Richtungen andeuten, Optionen aufzeigen, Wege weisen, Orientierung bieten; sie stellen einen ersten möglichen Gesamt-Vorschlag/Katalog dar. Es mag andere Vorschläge, Kritik daran oder Widerstände dagegen geben, das bleibt offen und sollte nicht das entscheidende Hindernis sein, wenn nur damit begonnen wird, bewusst und gezielt in eine aktivierende Richtung zu steuern. Es mag dagegen sogar den nicht grundlosen Einwand geben, dies erfordere zu viele personelle Kräfte und Ressourcen, über die wir derzeit zeitlich und materiell nicht verfügen, und es könne stattdessen nur weiter wie bisher gehen, nur das vielleicht etwas besser und optimaler. Den so vielleicht Argumentierenden möchte ich zu bedenken geben, dass wir uns dadurch möglicherweise um einen bestimmten gemeinsamen Prozess der Erfahrung und Praxis bringen könnten, der in meinen Augen wünschenswert und notwendig wäre, einmal kontinuierlich über einen überschaubaren Zeitraum an bestimmten Themen konzentriert und aufeinander bezogen zusammenzuarbeiten.

Es würde dazu natürlich auf der nächsten Mitglieder-Jahresversammlung im Herbst 2014 in Kassel einer eingehenden Beratung, genaueren Zielvorgabe und konkreteren Beschlussfassung bedürfen! Wer sucht, der/die findet andere; wer noch träumen kann, kann Denk-Räume öffnen; wer Ideen und Visionen hat, kann begeistern. Ich gehe voran, du gehst voran, wir gehen voran.

(Zuschriften, Kritik, *Anregungen*, Leser(innen)briefe zu diesem Beitrag an die CuS-Redaktion oder den Verfasser sind ausdrücklich *erwünscht* und erbeten!)

Anmerkungen

1 Nikolaus Koch (1912–1991); Prof. für Philo-

- sophie, Bibliothekswissenschaftler, Mediendaktiker in Dortmund. Mit seinem Buch „Die moderne Revolution. Gedanken der gewaltfreien Selbsthilfe des deutschen Volkes“ (Tübingen, 1951) begründete er im Nachkriegsdeutschland im Kontext pazifistischer Diskussionen in Versöhnungsbund und IdK 1949/50 erstmals eine Theorie und Praxis der „demokratischen Revolution“ auf der Basis gewaltlosen Handelns nach dem Vorbild Gandhis. Das hier leicht abgewandelte Wort von ihm des „Jedermann ist unten“ entstammt als Kapitelüberschrift seiner „demokratischen Programmschrift“ „Die vier Geburtsfehler der Bundesrepublik Deutschland und die Spätfolgen“ (Dortmund 1984). Der heute weithin unbekannt N. Koch stand geistig sowohl den Christ(inn)en für den Sozialismus, der Kirche von unten als auch dem religiösen Sozialismus nahe. So nahm er in den 1950er Jahren an einer RESO-Tagung in der Schweiz teil, wo er auch auf Emil Fuchs traf.
- 2 Klausurwochenende der Gruppe Rheinland des BRSD. Bericht von Norbert Voß in CuS 4/09, S. 68–70
 - 3 Enthalten in CuS 4/2001, S. 18–23.
 - 4 Wolfgang Lünenbürger: 10 Punkte zur Zukunft des Religiösen Sozialismus, in CuS 4/1994, S. 10–13.
Ulrich Peter: Was bedeutet das „Erbe des religiösen Sozialismus“ für die Gesellschaft der BRD?, in CuS 4/1996, S. 22–33.
David Haslam (Christian Socialist Movement): Christlicher Sozialismus für das neue Jahrtausend, in CuS 1–2/2001, S. 32–50.
 - 5 U. Peter, Was bedeutet ..., S. 22 u. 29
 - 6 Dieser Begriff stammt urspr. aus der Werkstatt der so genannten neuen französischen Philosophen und wird von dem holländischen politischen Theologen Ton Veerkamp in seinem Buch „Die Welt anders. Politische Geschichte der Großen Erzählung“ (Berlin 2012) als Synonym für den reichen, nicht

- endenden, zu Autonomie und Egalität emanzipierenden Fundus der Großen Erzählungen des Judentums und Christentums verwendet.
- 7 Auf diese „ökologischen Netzwerke“ wird hier bewusst Bezug genommen, da sich immer mehr herausstellt, wie wichtig und unverzichtbar mittlerweile die Verbindung solcher >Öko-Überlebens-Themen< mit Vorhaben „globaler Friedensarbeit“ als zwei Seiten derselben Medaille geworden ist.
 - 8 Rundbrief 80/März 2014, S. 8/9 des Lebenshauses Schwäbische Alb (www.lebenshaus-alb.de).
 - 9 Die Christ(inn)en für den Sozialismus kooperieren eng mit dem in Münster ansässigen „Institut für Theologie und Politik (ITP)“, das u.a. schwerpunktmäßig zur Theologie der Befreiung arbeitet und einen eigenen Rundbrief herausgibt (Bezug/Einsicht siehe www.itpol.de).

Wichtige historische Beiträge in CuS:

1. Reinhard Gaede: Signal-Farbe Rot. Erinnerungen an die Wiederbelebung des BRSD 1976/77 in CuS 4/96, S. 34–40.
2. Ulrich Peter: Der Bund der Religiösen Sozialisten 1926–2001. Versuch einer Geschichte im Überblick zum 75. Geburtstag des Bundes (Standardlektüre! Wer schreibt sie fort für die letzten 13 Jahre?) sowie
3. ders.: Entmythologisierung tut Not! 13 korrigierte Mythen um den BRSD. Beide in CuS 1–2/01, S. 6–25 und S. 26–31.
Die Texte aus den Anmerkungen (2) bis (4) und historischen Artikel 1–3 sind bei Bedarf auf Anfrage bei mir in Kopien erhältlich (Elmar.Klink@gmx.de; Tel.: 0421/35 81 87, bitte unbedingt Postadresse angeben).

*Für CuS gekürzter Beitrag vom 29.04.2014.
Eine digitale Langfassung des Artikels, mit weite-
rer Ausführung der einzelnen Punkte und ergän-
zenden Anmerkungen ist bei der Redaktion von
CuS erhältlich.

REZENSIONEN

Dietrich Bonhoeffer – ein Vorbild christlichen Glaubens und Widerstands gegen Unrecht

Frédéric Rognon: Dietrich Bonhoeffer – un modèle de foi chrétienne incarnée et de cohérence entre les convictions et la vie. Édition Olivétan (Figures Protestantes), 2011, ISBN 9782354791391.

Von Dietlinde Haug

Ich möchte den CuS-Lesern und Leserinnen eine in Frankreich erschienene neuere Bonhoeffer-Biographie vorstellen. Ich bekam sie als Übersetzerin des Aufrufs zur Überwindung militärischer Gewalt als christliche Haltung von Jean Lasserre zugeschickt, der ja mit Bonhoeffer befreundet war (s. Rezension in CuS 2-3/11). Geschrieben wurde diese Biographie von Frédéric Rognon, Professor an der Fakultät für evang. Theologie der Universität Straßburg – er hat auch ein umfangreiches Vorwort zur frz. Neuauflage des von mir übersetzten Buchs von Lasserre geschrieben. Bekannt sind vielen Lesern und Leserinnen die Biographien von Eberhard Bethge und Renate Wind. Hier will ich zusammenfassen, was Rognon zur Beziehung zwischen Lasserre und Bonhoeffer

schreibt – er sieht diese Beziehung weit enger, als ich das bisher in Deutschland gelesen habe und schreibt Lasserre einen erheblichen Einfluss auf Bonhoeffer zu; Bonhoeffer habe sich unter dem Einfluss Lasserres zum radikalen Pazifisten gewandelt. Außerdem wird vermutlich interessieren, wie Rognon die Wirkung Bonhoeffers nach 1945 bewertet, deshalb werde ich auch noch ausführlich das letzte Kapitel darstellen. Ich gehe davon aus, dass bei den CuS-Leser(inne)n das Leben und die wichtigen theologischen Positionen Bonhoeffers bekannt sind – darauf werde ich nicht eingehen.

Zunächst beschreibt Rognon natürlich, wie sich Bonhoeffer und Lasserre kennen gelernt haben, sie waren nämlich beide Stipendiaten am Union Theological Seminary in New York. Die Szene, dass sie sich beim Besuch der Verfilmung von „Im Westen nichts Neues“ in einem New Yorker Kino näher kamen, wurde auch in Deutschland beschrieben, z.B. in dem Jugendbuch von Renate Wind „Dem Rad in die Speichen fallen“. Die Beiden wurden



danach enge Freunde und fuhren z.B. gemeinsam nach Mexiko. Lasserre vertrat schon vor seinem Studium in New York entschiedene pazifistische Positionen; unter seinem Einfluss habe sich Bonhoeffer in New York dann auch hin zum Pazifismus gewandt, die Friedensfrage sei erst dann zentral in Bonhoeffers Denken geworden.

Lasserre und Bonhoeffer trafen sich dann auf einer Konferenz der christlichen Jugend auf der dänischen Insel Fanö im Jahre 1934 wieder. Bonhoeffer hielt dort eine Predigt, in der er dazu aufrief, dass die christlichen Kirchen weltweit zu Friedenskirchen werden müssten. Renate Wind berichtet von dieser Begegnung auch; nach ihr befindet sich Lasserre unter den Zuhörern von Bonhoeffers Predigt; nach Rognon haben die beiden zusammen diese Konferenz geleitet. Rognon zitiert dann den Bericht, den Lasserre in Frankreich über diese Konferenz veröffentlicht hat.

Danach sei Bonhoeffer noch bis 1943 in Verbindung mit Lasserre geblieben, auch noch in der Zeit, als er sich der Widerstandsgruppe mit dem Ziel eines Attentats auf Hitler angeschlossen hatte, obwohl er wusste, dass der französische Freund jeglichen Mord, auch den Tyrannenmord, ablehnte. Lasserre berief sich bei seiner Ablehnung jeglicher

Tötung auf die beiden Kirchenväter Laktanz und Cyprianus. In dieser Frage blieb der Dissens zwischen den beiden bestehen. Lasserres Hauptargument war, beim Tyrannenmord könnten auch immer Unbeteiligte mitbetroffen sein, man könne das nie ausschließen. Er wirft Bonhoeffer vor, diese Möglichkeit gar nicht in Betracht gezogen zu haben.

Trotz dieser Meinungsverschiedenheit sei die enge Freundschaft zwischen den beiden bestehen geblieben. Bonhoeffer habe Lasserre noch zweimal in dessen Pfarrstelle in Frankreich besucht (1934 und 1937), und sie hätten bis zum Kriegsausbruch regelmäßig korrespondiert. Lasserre hat während des Kriegs noch zwei oder drei Briefe an Bonhoeffer über zwei deutsche Offiziere (die mit der Bekennenden Kirche sympathisierten) übermitteln können; als diese an die Ostfront verlegt wurden, brach der Kontakt endgültig ab. Diesen Briefwechsel hat Bonhoeffer vernichtet, um Lasserre nicht in Gefahr zu bringen.

Zuletzt nimmt Rognon noch Stellung zum Brief Bonhoeffers vom 21. Juli 1944 (also einen Tag nach dem gescheiterten Attentat auf Hitler) aus „Widerstand und Ergebung“, in dem Bonhoeffer ohne Namensnennung auf Lasserre Bezug nimmt; dieser Brief sei



Frédéric Rognon

Dietrich
Bonhoeffer

l'écrit de foi chrétienne
entre les convictions



Figures Protestantes
Editions
Olivétan

an Eberhard Bethge gerichtet gewesen. Bonhoeffer erwähnt ein Gespräch mit einem jungen französischen Pfarrer, das er vor langer Zeit geführt habe. Es sei um die Frage gegangen, was wir aus unserem Leben machen wollen. Der Franzose habe geantwortet, er wolle ein Heiliger werden. Er selbst (Bonhoeffer) sei sehr beeindruckt gewesen von dieser Antwort, habe aber entgegnet, er wolle lernen zu glauben. Verschiedene Kommentatoren dieses Briefs hätten aus dieser Antwort eine Abwertung der Position Lasserres durch Bonhoeffer konstruiert, die Rognon aber so nicht sieht. Gerhard Ebeling beispielsweise habe es so interpretiert, dass Bonhoeffer zwei christliche Ideale habe darstellen wollen: Leben aus dem Wort Gottes, Leben aus dem Sakrament, also einen katholisch-evangelischen Gegensatz. (Unter einem französischen Pfarrer konnte sich Ebeling offensichtlich nur einen katholischen Priester vorstellen. Lasserre ist aber Schweizer Abstammung und calvinistischer Theologe.) Arnaud Corbic habe diese Bemerkung darauf bezogen, dass Jesus nicht Johannes der Täufer gewesen sei, dass der christliche Glaube nicht für eine kleine auserlesene Schar reserviert sei, sondern sich an alle richte, die im Vollsinn ihr Menschsein leben wollten. Auch nach

Corbic würde Lasserre ein (katholisches) sakramentales Verständnis des christlichen Glaubens zugeschrieben.

Lasserre habe später zu diesem Brief Bonhoeffers vom 21.7.1944 Stellung genommen. Die Unterhaltung, auf die sich Bonhoeffer bezieht, fand damals auf Englisch statt, d.h. keiner der beiden sprach seine Muttersprache und konnte sich deshalb nicht in allen Nuancen äußern. Lasserre sei es damals nicht um die „Heiligkeit“ (sainteté), sondern um die Heiligung (sanctification) der Kirche gegangen. (Thema von Lasserres Dissertation war „Die Heiligung bei Paulus“ gewesen; zu diesem Thema war er nach einem Bekehrungserlebnis während eines Jugendlagers gekommen, nachdem er in völlig entchristlichter Umgebung aufgewachsen war.) Mit dieser Bemerkung habe er (Lasserre) die „billige Gnade“ anprangern wollen. Lasserre und Bonhoeffer hätten mit ihren Positionen gar nicht weit auseinander gelegen; für beide wäre beispielsweise die Bergpredigt wegweisend gewesen, nicht die Schilderung einer unerreichbaren, idealen Welt, die den Menschen nur klarmacht, wie sehr sie doch der Sünde verhaftet und der Erlösung bedürftig seien. Beide hätten sie die Gefahr gesehen, dass es eine Heiligung ohne Glauben geben könne.

Letztlich gäbe es große Überschneidungen zwischen beiden Positionen: In einer Welt, die ohne Gott auskommt, wollte Dietrich Bonhoeffer lieber ein Mensch als ein Heiliger sein, und in einer Welt, die ohne Gott auskommen könnte, wollte Lasserre auch lieber ein Mensch als ein Heiliger sein. Die unterschiedlichen Auffassungen zwischen Lasserre und Bonhoeffer hätten nicht in theoretischen Überlegungen zu den Fragen von Gnade und Nachfolge gelegen, sondern in der Frage des konkreten Gehorsams gegenüber Gottes Geboten gelegen und zwar konkret in der Frage des Tyrannenmords.

Im letzten Kapitel „Ein fruchtbares Erbe“ hat Rognon ausführlich dargestellt, wie Bonhoeffer nach dem zweiten Weltkrieg in Deutschland Ost und West rezipiert wurde. Bonhoeffer wurde zunächst reserviert aufgenommen und stand im Geruch des Vaterlandsverrats wie die Mitglieder des Kreisauer Kreises. Aber die Gefängnisbriefe ‚Widerstand und Ergebung‘ machten großen Eindruck und wurden in den 1950er Jahren als einziges Werk breit rezipiert, ab den 60er Jahren, vor allem auch nach Erscheinen der großen Biographie von Bethge gerieten auch die anderen Werke langsam ins Blickfeld. Erst seit den 1980er und 1990er

Jahren gibt es eine wirklich breite Rezeption, und man be ruft sich seitdem von unterschiedlichster Seite auf ihn. Es gäbe mittlerweile auch unzählige Bonhoeffer-Häuser und -straßen und das Lied „Von guten Mächten ...“ sei zu einem sehr beliebten und oft gesungenen Lied in der evangelischen Kirche geworden.

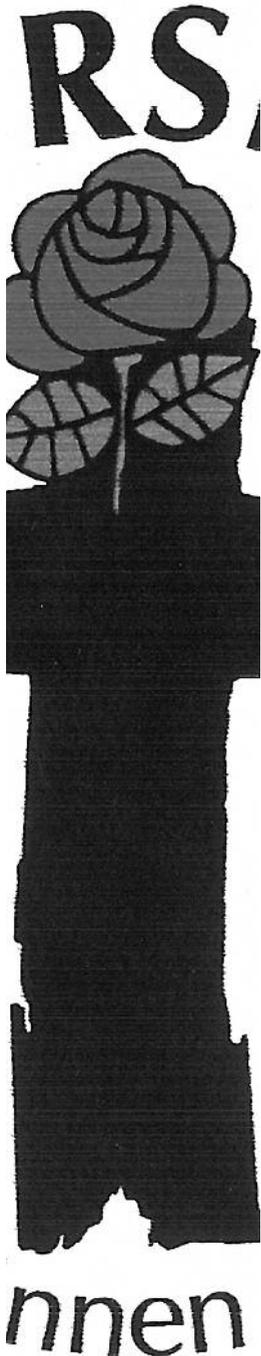
In der DDR sei Bonhoeffer von Staats wegen ebenfalls differenziert aufgenommen worden, einerseits als antifaschistischer Widerstandskämpfer gewürdigt, aber als Christ und Theologe doch nicht so gern gesehen. Für die evangelische Kirche der DDR sei er aber eine unbestrittene Identifikationsfigur gewesen.

Interessant für deutsche Leser finde ich, welche aus Bonhoeffers Denken abgeleiteten Anfragen Rognon heute als aktuell erachtet. Hier benennt er die folgenden:

Wenn wir heute glücklicherweise in demokratischen Verhältnissen leben können, werden wir darum nicht trotzdem auch heute noch von anderen Mächten, anderen Götzen beherrscht? Was steht denn im Mittelpunkt unseres Lebens?

Wenn wir glücklicherweise Religionsfreiheit genießen können, haben wir nicht doch auch heute, bei den unermesslichen wissenschaftlichen und technischen Fortschritten, mit





denen wir leben, Gott zum Lückenbüßer gemacht?

Wenn die Bibel heute zum meistverkauften Buch aller Zeiten geworden ist, wird sie denn tatsächlich auch gelesen? Rechnen wir wirklich mit dem unendlichen Erbarmen Gottes?

Nach Gründung des Weltkirchenrats und nach dem zweiten Vaticanum: Was bedeutet uns die Einheit der Christen?

Wenn sich die Art zu predigen und der Religionsunterricht sehr tief greifend verändert haben, ist es uns wirklich gelungen, die christliche Botschaft in die Sprache der heutigen Menschen zu übersetzen? Oder sind wir noch immer im althergebrachten Kir-

chenjargon geblieben, der die Menschen nicht erreicht?

Wenn wir in Europa jetzt schon so lange im Frieden leben, verwechseln wir nicht immer noch Frieden und Sicherheit? Wie verhalten wir uns denen gegenüber, die als Einwanderer unter uns leben?

Wenn wir glücklicherweise nicht unter autoritären Regimes leben müssen, leben wir wirklich nur unserem Gewissen verpflichtet oder passen wir uns nicht doch auch vielfach wie Sklaven dem Zeitgeist an?

Rognons Fazit am Schluss des Buches ist: das Beispiel Bonhoeffers müsste uns zum autonomen Denken und zum Engagement für eine bessere Welt führen.

Jahrestagung Zukunftswerkstatt

*Wo kommen wir her, wo wollen wir hin?
Zentrale Positionen und Ziele des BRSD.*

Vom 3.–5.10.2014 in der Jugendherberge Kassel.

*Beginn der Tagung: Freitag, 3.10.14, 12 Uhr
mit dem Mittagessen,*

*Ende: Sonntag, 5.10.14, 12.30 Uhr
mit dem Mittagessen.*

*Die Jugendherberge hat uns 2 Doppelzimmer
und 4 Vier-Bettzimmer angeboten.*

20 Personen sind vorläufig angemeldet.

*2 Nächte kosten 85,- € pro Person
bei Vollpension im 4-Bett-Zimmer.*

*Einige Plätze sind noch frei,
aber wir brauchen eine baldige Anmeldung.*

Bilder und Fotos

Reinhard Gaede	1, 72
Alexander Kröger	9
Fulbert Steffensky	11
Ulrich Möller	14
Ökumenischer Rat der Kirchen	15, 17
Martin Robra.....	18
Ökumenische Versammlung Mainz 2014	18
Frank-Matthias Hofmann	24–25
Bertelsmann Verlag, Gütersloh 1964	30
Detlef Bald	38
Wikipedia	39–40
Jens-Eberhard Jahn	40
Franz Segbers	43
Velhagen & Klasing, Bielefeld und Leipzig 1909	44–45
Friedrich Winterhager	51
Jürgen Schübelin	52–54
Erich-Mühsam-Gesellschaft, Lübeck	56
Verlag Vandenhoeck & Ruprecht.....	57
Friedrich Hufendiek	60
Stadtmuseum Düsseldorf.....	69
Édition Olivétan	70
Christian Kaiser Verlag.....	71

Autorinnen und Autoren

Dr. Detlef Bald
Auenstraße 12
80469 München

Dietlinde Haug
Umlandstr. 36
32454 Bad Oeynhausen

Frank-Matthias Hofmann
Ev. Büro Saarland
Am Ludwigsplatz 11
66117 Saarbrücken

Dr. Friedrich Hufendiek
Prinz-Friedr.-Leopold-
Str. 15a
14129 Berlin

Jens-Eberhard Jahn
Franckestr.2
04318 Leipzig

Elmar Klink
Thielenstr. 13–15
28215 Bremen

Dr. Ulrich Möller
Sonnenanger 17
32760 Detmold

Dr. Martin Robra
World Council of
Churches
150, route de Ferney
P.O. Box 2100
CH-1211 Geneva 2

Jürgen Schübelin
Hansegracht 11
47051 Duisburg

Prof. Dr. Franz Segbers
Nonnbornstr. 14a
65779 Kelkheim

**Prof. Dr. Fulbert
Steffensky**
Wesemlinstr. 13,
CH-6006 Luzern

Dr. Friedrich Winterhager
Sedanstr. 12a
31134 Hildesheim

Mitarbeit: CuS versucht eine Mischung aus aktuellen politischen Ereignissen, theologischer und politischer Diskussion, Aktualisierung religiös-sozialistischer Theologie und Politik, Aufarbeitung religiös-sozialistischer Geschichte und von Beiträgen, die sich um die Entwicklung einer Befreiungstheologie und einer entsprechenden Praxis in und für Europa bemühen. **Wir freuen uns über unverlangt eingesandte Manuskripte, auch mit Bildern.** (Allerdings können wir dafür nicht haften.) Wir danken unseren Autor(inn)en für ihre ehrenamtliche Mitarbeit. Auch Texte, die der Meinung der Redaktion nicht entsprechen, aber für unsere Leserinnen und Leser interessant sind, werden veröffentlicht. Gleiches gilt für Leser(innen)-briefe. Wer regelmäßig geistesverwandte fremdsprachige Zeitschriften liest, sollte uns dies mitteilen und uns Artikel zur Übersetzung vorschlagen.

Artikel: Da die Redaktionsarbeit unentgeltlich erfolgt, haben wir nur in Ausnahmefällen Zeit für das Eingeben von Manuskripten. Wir bitten, uns Texte und Bilder folgendermaßen zuzusenden:

- **Texte** in einem der PC-/Mac-üblichen Formate (RTF, TXT oder DOC) auf CD oder per E-Mail.
- **Bilder** bitte digital als JPG-, TIFF-, EPS- oder PDF-Format mit mindestens 300 dpi Auflösung. Keine Internetbilder (!), da sie nicht den Anforderungen des Offsetdrucks entsprechen. Im Notfall als scanfähiges Foto per Post.
Adresse: cus@brsd.de oder reinhard-gaede@gmx.de, bzw. Reinhard Gaede, Wiesestr. 65, 32052 Herford.

Sprache: Wir wünschen uns eine Sprache, die die weibliche und männliche Form gleichermaßen berücksichtigt.

Endredaktion: Über einen Abdruck entscheiden die Redaktion. Ein Anspruch auf Veröffentlichung besteht nicht.

CuS. Christ und Sozialist. Christin und Sozialistin. Kreuz und Rose

Blätter des Bundes der Religiösen Sozialistinnen und Sozialisten Deutschlands e.V./www.BRSD.de

Erscheint seit 1948 (vorher gab es bis zur Unterdrückung durch den Hitler-Faschismus: Das Sonntagsblatt des arbeitenden Volkes 1924–1933, das Rote Blatt der Katholischen Sozialisten 1929–1930 und die Zeitschrift für Religion und Sozialismus 1929–1933).

Helmut Gollwitzer: Warum bin ich als Christ Sozialist? Warum wird ein Mensch Sozialist?

Ein Mensch wird Sozialist, weil er entweder durch die Schäden des gegenwärtigen Gesellschaftssystems selber schwer getroffen ist, oder weil er sich mit diesen Betroffenen identifiziert, aus moralischen Motiven oder aus rationaler Einsicht in die Dringlichkeit revolutionären Veränderung oder aus beidem.

Ein Mensch wird Sozialist, wenn er die gesellschaftlichen Schäden nicht nur als Einzelphänomene erfährt oder beobachtet, sondern die Vordergrundsphänomene durchschaut auf ihren Zusammenhang hin: den Zusammenhang, den sie untereinander haben und den Zusammenhang mit den Grundstrukturen der gegenwärtigen Gesellschaft, mit der in ihr dominierenden Produktionsweise.

Solche Vordergrundsphänomene waren schon seit dem Frühkapitalismus: Arbeitslosigkeit, krasse Ungleichheit der Chancen und der Lebensverhältnisse, verheerende Wirkung der kapitalistischen Krisen auf ungezählte Existenzen, Ökonomische Ursachen internationaler Konflikte (Kriege), militärisch-industrieller Komplex (Rüstungsindustrie, Waffenhandel), Versklavung anderer Völker (Kolonialismus). – Hinzugekommen sind heute: Ressourcenvergeudung, Unmenschlichkeit der Städte, Landschaftszerstörung, Erhöhung der Produktivität durch verschärfte Zerstückelung und Mechanisierung der Arbeit (Taylorisierung) und der Effektivitätskontrolle, Wegrationalisierung von Arbeitsplätzen und Entqualifizierung der Arbeit durch neue Technologie, Diskrepanz zwischen Befriedigung der Konsumbedürfnisse und Frustration in den Lebensbedürfnissen, Kommerzialisierung der zwischenmenschlichen Beziehungen und der Sexualität, Zerfall der Familie, Unterwerfung der Bürger unter bürokratisch-technokratische Apparate.

Hinzu kommt, dass gleichzeitig mit der Befriedigung der materiellen Bedürfnisse der breiten Masse in den Industriestaaten die materielle Verelendung der Mehrheit der Weltbevölkerung ein in der Geschichte noch nie gesehenes Ausmaß erreicht hat. Die Frage drängt sich auf, ob der Wohlstand hier und das Elend dort ursächlich zusammengehören wie zwei Seiten derselben Medaille. (Auszug aus: Warum bin ich als Christ Sozialist?, CuS 1/1980)

Abonnements:

Per Post:
BRSD, Michael Distelrath
Görlinger Zentrum 3, D-50829 Köln

Per Telephon:
02 21/9 99 02 30

Per E-Mail:
m.distelrath@netcologne.de

Bezugspreise (inkl. Versand):

Inland € 25,- pro Jahr · Ausland € 33,-, pro Jahr
Förderabonnement € 30,- oder mehr. Bitte überweisen Sie den Betrag jeweils zum Jahresbeginn an den BRSD e.V.

KD-Bank · BLZ 350 601 90 · Kt.-Nr. 2119 457 010
Internationale Überweisungen:
IBAN DE 15350601902119457010
BIC GENODED1DKD

Kündigungen werden zum Jahresende wirksam